

Die Entwickelung der Menschen.


Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC

26/5. 91.

Die
Entwickelung der Menschen.

Studien

von

C. Andresen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalt.

Erste Studie.

Die Natur des Menschen.

Einleitendes.

Alles, was sich auf dem Planeten Erde befindet, steht seiner natürlichen Beschaffenheit nach in einem Verhältniß zur Beschaffenheit der Erde. Auch die Natur des Menschen ist der Erde angepaßt. Der Mensch ist von Natur so geartet, daß er die Strahlen der Sonne so ertragen kann, wie sie die Erde empfängt. Die Strahlen der Sonne, wie sie der 31 mal so weit wie die Erde von der gemeinschaftlichen Sonne entfernte Neptun und alles, was sich auf demselben befindet, erhält, oder wie sie der nur $^1/_5$ so weit von der Sonne entfernte Merkur bekommt, würde der Erdbewohner seiner Natur nach nicht ertragen können. Auch unsere Begriffe und Benennungen für Zeit, Raum, Maß, Gewicht u. s. w. sind nicht absolute, sondern irdische, d. h. der Erde angepaßt. Wenn ein Mensch 33 Jahre lebt, so bedeutet dies eine so lange Zeit, in welcher die Erde 33 mal ihre Bahn um die Sonne zurücklegt, 33 Erdjahre. Wenn ein Bewohner des Neptun 33 Jahre leben, d. h. 33 mal auf seinem Planeten den Weg um die Sonne zurücklegen würde, so würde er nach unserer irdischen Zeit 5410 Jahre, 5410 Erdjahre leben. Da Schwere Anziehungskraft des Himmelskörpers nach seinem Mittelpunkt ist, so ist das Gewicht absolut gleicher Körper auf

verschiedenen Planeten ein ganz verschiedenes. Ein Geschöpf, welches z. B. auf der Erde 75 Kilogramm wiegen würde, würde auf anderen Planeten je nach ihrer Beschaffenheit ein ganz anderes Gewicht haben, und es würde eine ganz andere Kraft erforderlich sein, um solches Gewicht zu heben. Die ein wenig schiefe Neigung unserer Erdachse zur Sonne bestimmt an den einzelnen Punkten des Erdballs Sommer und Winter. Wie anders sind Sommer und Winter auf der Venus, deren Achse in viel spitzerem Winkel zu ihrer Richtung nach der Sonne steht! In den einzelnen Zonen des Jupiter giebt es überhaupt keinen Sommer und Winter, weil die Achse seiner Umdrehung einen rechten Winkel mit seiner Richtung nach der Sonne bildet. Der Körper des Menschen besteht zum großen Theil aus Kohlenstoff; Kohlenstoff ist der Hauptbestandtheil aller Thiere und Pflanzen auf der Erde. Der Erdbewohner ist so beschaffen, daß er von demjenigen sein Leben erhalten kann, was auf der Oberfläche der Erde wächst und lebt. Würden andere chemische Bestandtheile oder Verbindungen die Oberfläche der Erde bedecken, würde dieselbe anderes hervorbringen, so würde auch der Mensch anders beschaffen sein, seine Natur eine andere sein müssen, als wie sie ist.

Die Beschaffenheit und Formation unserer Erde ist sehr verschiedenartig; sehr verschiedenartig sind die organischen Wesen, welche auf dieser Oberfläche existiren. Die Naturen, die Befähigungen der organischen Wesen gehen von den einfachsten herauf bis zu den mannigfachsten. Die Pflanze hat die Befähigung, zu wachsen und ihre Art fortzupflanzen. Die Blüthe oder Frucht, mittelst derer sie sich fortpflanzt, ist die Krone, die Hauptsache derselben. Bei den Thieren ist die Hauptsache der Kopf mit dem Munde. Schon bei den am wenigsten entwickelten

Thieren nimmt der Mund eine hervorragende Stellung ein. Auf je höherer Stufe das Thier steht, um so mehr tritt dann der Mund im Verhältniß zum Auge, zur Nase u. s. w. zurück, am meisten beim Menschen. Der Mensch hat die Zähne nicht mehr bekommen, um damit zu erfassen und festzuhalten. Durch seinen aufrechten Gang, wodurch er sich von allen Thieren unterscheidet, sind die Arme für das Erfassen und für sonstige Beschäftigungen freigeworden. Durch seinen erhobenen Gang ist die Erscheinung des Menschen an sich eine erhabenere und freiere, wie die der Thiere. Bei gebücktem Gang würde das Gehirn weniger frei und mehr von dem Blutzufluß vom Herzen her abhängig sein. — Der Mensch ist die Krone der Schöpfung und zuletzt entstanden, nachdem die Vorbedingungen für seine Existenz da waren.

Animalische Befähigungen.

Die Natur des Menschen ist die Summe derjenigen Befähigungen und Triebe, welche die Natur dem Menschen verliehen hat, welche der Mensch seiner Natur nach hat. Diese natürlichen Befähigungen und Triebe zerfallen in:

a) die Befähigungen, sich zu bewegen, sich zu ernähren und sich fortzupflanzen;

b) die Befähigungen, wahrzunehmen, zu beschließen und auszuführen;

c) die Befähigung, sich Begriffe vorzustellen.

Die unter a) und b) genannten Befähigungen finden sich in je nach ihrer Art mehr oder weniger vollkommener Ausbildung auch bei den Thieren, die unter c) genannte Befähigung ist dem Menschen allein eigenthümlich.

Das Leben des Menschen basirt wie das der Thiere auf Bewegung. Das Blut cirkulirt in seinen Adern, er holt Athem ein und stößt ihn wieder aus. Diese Bewegungen führt der

Mensch seiner Natur nach unbewußt aus. Wenn der Herzschlag aufhört zu pulsiren, wenn der Athem still steht, hört das Leben des Menschen, wie der Thiere, auf. Wenn der Körper des Menschen einen bestimmten Höhegrad seines Lebens erreicht hat, verfällt er wieder, stirbt, und aus seiner Asche entsteht neues organisches Leben, wie bei allen organischen Wesen der Erde. — Der Mensch kann wie die Thiere und im Gegensatz zu den Pflanzen, sich von der Stelle fortbewegen.

Dem Menschen gestattet seine Natur, sich sowol von animalischer, als wie von vegetabilischer Nahrung zu ernähren, während sie ihm nicht gestattet, durch rein mineralische Stoffe sein Leben zu erhalten. Er kann, mit andern Worten, leben von fast allem, was die Erde hervorbringt, nicht von dem, woraus die Erde besteht. Der Trieb, welcher den Menschen dazu zwingt, das Leben seines Körpers durch Nahrung zu erhalten, ist der Hunger. Es ist dies der stärkste der menschlichen Triebe, weil Nahrung zur Erhaltung des menschlichen Lebens unbedingt nothwendig ist. Wie die Natur dem Menschen einerseits gestattet und vorschreibt zu essen, so schreibt sie ihm anderseits auch vor, nur ein bestimmtes Quantum zu essen. Der Mensch kann seiner Natur nach nicht jedes Quantum Nahrung zu sich nehmen. Wenn der Mensch das Gesetz der Natur nicht beachtet, das vorgeschriebene Maß nicht innehält, so straft ihn die Natur selbst durch Krankheit.

Der Mensch hat ferner die Fähigkeit und den Trieb, sein Geschlecht fortzupflanzen. Dieser Trieb und diese Fähigkeit sind nothwendig zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Die Natur hat solches vorgeschrieben. Wie wir den Naturtrieb, welcher uns zwingt, uns zu ernähren, Hunger nennen, nennen wir den Trieb, welcher uns veranlaßt, unser Geschlecht fortzu-

pflanzen, Liebe. Der Hunger und die Liebe sind die beiden stärksten, in der Natur des Menschen begründeten Triebe. Die Liebe ist, wenngleich ein nothwendiges Gesetz der Natur, im Vergleich zum Hunger kein gleich bedingungslos zwingendes Gesetz, weil der einzelne Mensch ohne diesem, ihrem Gesetz zu gehorchen, weiter leben kann, nicht aber ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Die Fortpflanzungsfähigkeit des Menschengeschlechts ist im Vergleich zur Fortpflanzungsfähigkeit der meisten anderen animalischen Wesen eine kleine, aber im Verhältniß zur Menge der Unterhaltsmittel, welche die Erde hervorbringt, eine große. Das Menschengeschlecht kann sich, wenn genügend Existenzmittel vorhanden sind, in weniger wie 25 Jahren — nach einigen Angaben sogar in 15 bis 20 Jahren — verdoppeln. Es hat in Ländern mit jungfräulichem fruchtbaren Boden zeitweise eine größere Bevölkerungszunahme als wie eine Verdoppelung in 25 Jahren stattgefunden. Bei einer durchschnittlichen und gleichmäßig fortschreitenden Verdoppelung von in 30 Jahren würde aber schon in einigen Jahrtausenden die Menschenzahl so groß sein, daß auf der ganzen Oberfläche der Erde nicht Raum genug sein würde, daß die Menschen aufrecht nebeneinander stehen könnten. Wir sehen, daß die Natur es nicht gewollt hat, daß die Ausübung des Fortpflanzungstriebes eine unbeschränkte und bedingungslose sei, sondern daß dieselbe nach dem ersten und bedingungslosen Gesetze der Natur, wonach der Mensch Nahrung zu sich nehmen muß, um zu leben, in einem Abhängigkeitsverhältniß stehen soll zur Menge der vorhandenen Nahrungsmittel.

Ich komme nun zur Betrachtung der dem Menschen von der Natur gegebenen Fähigkeiten, wahrzunehmen, zu beschließen und auszuführen. — Wir nehmen wahr mittelst der sensitiven Nerven, mittelst der Sinne. Jede Wahrnehmung, welche wir machen, ist

nicht der wahrgenommene Gegenstand selbst, sondern der Eindruck, welchen wir von demselben, gemäß der Beschaffenheit, der Natur unserer Sinne, erhalten. Wenn unsere Sinne von Natur anders wären, als wie sie sind, würden die Gegenstände uns anders erscheinen. Wenn z. B. bei einem Menschen der Sehnerv anders ist, als er der Natur des Menschen nach sein sollte, so sieht er irgend einen Gegenstand anders, etwa größer oder kleiner, oder doppelt, oder anders von Farbe, als wie ihn ein normaler Mensch sieht. Wenn wir die Fähigkeiten unseres Ohrs, den Schall wahrzunehmen, etwa durch Anwendung eines Trichters vergrößern, oder durch theilweise Verstopfung der Ohröffnung verkleinern, nehmen wir Töne anders wahr; wie wir sagen anders, als wie sie sind, in Wirklichkeit aber anders, als wir sie durch die uns von der Natur gegebenen Sinne wahrnehmen würden. Wenn wir sagen, wir sehen, hören, fühlen, schmecken oder riechen die Dinge, wie sie sind, so bedeutet dies nur, wie wir sie durch die uns von der Natur gegebenen Werkzeuge wahrnehmen. Da wir gesehen haben, daß diese Wahrnehmung je nach der Natur der Werkzeuge eine verschiedene ist, so dürfen wir daraus schließen, daß die andern animalischen Wesen, die Thiere, je nachdem ihre Wahrnehmungswerkzeuge anders beschaffen sind, die Gegenstände entsprechend anders wahrnehmen, anders riechen, schmecken, fühlen, hören und sehen. Diese Schlußfolgerung wird denn auch durch mancherlei Beobachtungen bestätigt, z. B. wissen wir, daß die Farbe, welche unserm menschlichen Auge roth erscheint, auf den Sehnerven verschiedener Thiere, z. B. des Puters und des Stieres, eine schmerzhafte Empfindung hervorruft. Der Geruchsinn der Hunde ist ein anderer, wie derjenige der Menschen. Die große Verschiedenheit des Geschmacksinnes der vielen verschiedenen Thiergattungen ist eine bekannte Thatsache.

Jede Wahrnehmung ist Bewegung; jede Art der Wahrnehmung ist die Art der Bewegung, welche von dem wahrgenommenen Gegenstand in den Sinnen hervorgerufen und durch die sensitiven Nerven auf das Gehirn fortgepflanzt wird. Wir nehmen nicht in unsern Sinnen wahr, sondern vermittelst unserer Sinne im Gehirn. Es sind Schallwellen, welche durch eine sehr kleine, aber feiner, wie das beste musikalische Instrument gearbeitete Skala in unserm Ohr nach der Geschwindigkeit ihrer Schwingungen unterschieden und je nach der Art ihrer Bewegung dem Gehirn zugeführt werden. Das Ohr ist der Apparat, durch welchen wir Töne wahrnehmen; die Wahrnehmung selbst aber findet im Gehirn statt. — Es sind Lichtwellen, welche bei Farbeneindrücken unseren Sehnerven treffen, denselben bewegen und zum Gehirn fortgeleitet werden. Die Wahrnehmung findet im Gehirn statt; nicht im Auge, sondern durch das Auge. Wenn wir uns in den Finger schneiden, vermeinen wir Schmerz an der verwundeten Stelle zu empfinden; jedoch ist dieses Täuschung. In Wirklichkeit empfinden wir den Schmerz im Gehirn, wohin die schmerzhafte Wahrnehmung mittelst eines Nerven von der betreffenden Stelle geleitet wird. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Mensch, welchem der rechte Unterschenkel amputirt ist, noch später in einem Zeh des rechten Fußes, den er überhaupt nicht mehr hat, Schmerz empfinden kann. Der zu diesem Zeh führende Nerv wird durch irgend eine Ursache schmerzhaft bewegt, und das Gehirn bekommt genau denselben Eindruck, als ob der Zeh schmerze; der Mensch meint und sagt, daß der Zeh ihm schmerze — wol ein untrügliches Zeichen, daß der Schmerz im Gehirn empfunden wird, nicht da, wo er hervorgerufen wird.

Gleichwie die Bewegung, welche durch einen Schlag auf ein stilles Wasser hervorgerufen wird, nicht mit dem Schlage

selbst aufhört, so hört die Bewegung einer Wahrnehmung im Gehirn nicht mit der Bewegung des bewegenden Nerven auf, sondern dauert theils sehr, sehr lange im Gehirn fort, theils wird sie bald oder nach und nach schwächer. Falls wir einen Eindruck zum zweitenmal bekommen und der erste Eindruck noch nicht ganz vergangen ist, so fühlen wir solches im Gehirn. — Dieses nennen wir Erinnerung. Wir wissen, daß auch Thiere durch ihre sensitiven Nerven in ihrem Gehirn empfangene Eindrücke sehr lange behalten, d. h. sehr lange erinnern können. Als Beispiel führe ich den Hund des Odysseus an, welcher nach zwanzigjähriger Abwesenheit seines Herrn, obgleich erblindet, denselben durch den Geruchsinn wieder erkannte. Die Summe der Eindrücke, welche jemand gehabt hat, nennen wir seine Erfahrungen, die Erinnerung der Erfahrungen Kenntniß.

Wenn wir von einem Gegenstande zweierlei Eindrücke gehabt haben, z. B. einen durch das Ohr, einen durch das Auge, so erinnern wir bei dem einen Eindruck auch den andern; z. B. wir haben ein Thier gesehen, welches einen bestimmten Laut von sich giebt, z. B. wiehert. Wenn wir nun nur diesen Laut wieder hören, so erinnern wir auch das Bild des Thieres. Wenn wir eine Frucht gesehen und geschmeckt haben, und wenn wir dann solche Frucht wieder sehen, so erinnern wir den Geschmack, d. h. wir erwarten, daß sie ebenso schmeckt, wie wir erinnern. In dieser Beziehung ist unsere Erinnerung Erwartung. Wir erwarten beim wiederholten Eindruck eines Gegenstandes Analoges, wie wir in Erinnerung haben; z. B. wenn wir wahrnehmen, daß es anfängt zu regnen, so erwarten wir nach unserer Erfahrung, daß die Straßen naß werden. Umgekehrt, wenn wir sehen, daß die Straßen naß sind, so sagt uns die Erfahrung, daß es geregnet hat. — Durch neuere

Eindrücke können ältere mit den neuen in irgend einem Zusammenhang stehende Eindrücke wieder wachgerufen werden; z. B. wir sehen ein Pferd und erinnern, daß wir einmal geritten haben, dann, wohin wir geritten sind, dann, was dort vorging u. s. w. Die eine Erinnerung ruft eine andere, mit ihr in irgend einem Zusammenhang stehende Erinnerung wieder hervor, und so folgt, bis neue andere Erinnerungen kommen, eine Erinnerung der andern.

Wahrnehmungen sind also Eindrücke außer uns stehender Gegenstände auf unsere sensitiven Nerven und Uebertragung der in denselben verursachten Bewegung auf das Gehirn. Diese Bewegung pflanzt sich nach dem Herzen fort, wo sie auf den Herzschlag, auf die Lebensbewegung entweder einen fördernden oder einen hemmenden Einfluß ausübt. Die im Herzen hervorgerufene Bewegung oder Erregung kann so stark sein, daß durch eine hemmende Bewegung der Herzschlag direkt zum Stillstehen gebracht werden, durch eine fördernde die Lebensbewegung, das Leben dauernd gefördert werden kann. Wirkt die Bewegung fördernd, so nennen wir sie sympathisch oder angenehm, sie gefällt uns, ruft in uns Neigung hervor. Wirkt sie dagegen hindernd, so nennen wir sie unsympathisch oder unangenehm, sie mißfällt uns, ruft in uns Abneigung hervor. Während wir die Bewegung, soweit sie im Gehirn stattfindet, Wahrnehmung nennen, nennen wir dieselbe in ihrer Fortpflanzung im Herzen Gefühl oder Trieb. Wie die Menschen in ihrem Herzschlag, in ihrer Blutbeschaffenheit und Körperkonstitution infolge Vererbung oder eigener Lebensweise verschieden sind, so wirkt eine und dieselbe Wahrnehmung, welche in dem einen Menschen die Lebensbewegung fördernde Eindrücke ausübt, bei einem andern vielleicht hindernd. Eine gleiche Ursache kann bei verschiedenen Menschen eine verschiedene Wirkung haben, eine entgegengesetzte Neigung hervor-

rufen. Falls irgend ein Gegenstand auf uns sowol fördernd als wie auch hindernd wirkt, z. B. unserm Auge sympathisch, unserm Ohr unsympathisch ist, so giebt diejenige der beiden Erregungen, welche die stärkere ist, den Ausschlag. Die beiden einander entgegenwirkenden Kräfte heben einander auf, und das Mehr der größeren Kraft bestimmt Neigung oder Abneigung. —

Nehmen wir einen Gegenstand zum zweitenmal wahr, so wirkt die Erinnerung dieser Wahrnehmung mit auf die Art der Erregung oder Bewegung des Herzens, auf Neigung oder Abneigung. Ein Kind, welches zum erstenmal eine hübsche, sympathisch aussehende, aber bittere Frucht sieht, wird Neigung verspüren, dieselbe zu genießen. Hat es aber einmal erfahren, daß der Geschmack unangenehm ist, wird es, wenn es zum zweitenmal eine gleiche, ebenso sympathisch aussehende Frucht sieht, infolge der Erinnerung des Geschmacks, respektive der Erwartung, daß sie ebenso schmeckt, keine Neigung wieder zu der Frucht verspüren. So kann sich durch Erfahrung die ursprüngliche Neigung verändern. Wenn uns die Erinnerung sagt, daß mit irgend einem angenehmen Gefühl, Geschmack, Geruch u. s. w. noch unangenehmere Eindrücke verbunden sind, wird sich unsere Neigung in das Gegentheil verwandeln. — Nichts ist absolut angenehm oder unangenehm, sondern erscheint uns angenehm oder unangenehm. Ein Wein schmeckt uns angenehm. Falls wir aber eben vorher besser schmeckende Weine getrunken haben, wird uns derselbe Wein vielleicht unangenehm schmecken. Eine Farbe nennen wir hell im Vergleich mit einer zweiten Farbe; einer dritten Farbe gegenüber ist dieselbe erste Farbe vielleicht dunkel. Von zwei Tönen erscheint uns der eine hoch, der andere tief; einem noch viel höheren Ton gegenüber wird uns aber der erste Ton tief erscheinen. Eine starke sympathische Erregung nennen wir im Hinblick auf die

Zeit, während welcher wir sie wahrnehmen, Vergnügen, die Erinnerung daran Freude; dagegen nennen wir eine unsympathische Erregung Schmerz, respektive die Erinnerung daran Trauer.

Die im Herzen durch außer uns stehende Gegenstände erzeugte Bewegung, Neigung oder Abneigung ist, sofern nicht Hunger oder Liebe direkt, d. h. ohne Hervorrufung durch einen außer uns stehenden Gegenstand in Frage kommen, die Ursache des Entschlusses, der Beweggrund zu Handlungen animalischer Wesen. Man nennt diese Erregung animalischer Wesen Sensibilität, im Gegensatz zur Irritabilität der Pflanzen.

Gleichwie die sensitiven Nerven Wahrnehmungen außer uns befindlicher Gegenstände dem Gehirn zuführen, so gehen wieder vom Gehirn nach den einzelnen Körpertheilen Nerven und bewirken, daß diese den Entschluß des Gehirns automatisch zur Ausführung bringen. Diese Nerven nennen wir motorische Nerven. Mittelst der motorischen Nerven werden nicht nur Entschlüsse zur Ausführung gebracht, sondern auch die Art der Entschlüsse oder Eindrücke äußerlich bekundet, gezeigt. Man kann dem Auge eines entwickelten Thieres ansehen, unter welchen sensitiven Eindrücken es steht, ob es Vergnügen oder Schmerz, Freude oder Trauer, Neigung oder Abneigung empfindet. Das animalische Wesen kann seine Empfindungen bekunden und mittheilen durch den Ausdruck seines Auges, den Zug seines Mundes, durch Bewegungen und durch Töne.

Die bis hierher beschriebenen natürlichen Befähigungen und Triebe gehören nicht nur der Natur des Menschen, sondern der Natur animalischer Wesen überhaupt in je nach ihrer Art mehr oder weniger starker Ausbildung an. Der Mensch ist keineswegs in allen diesen natürlichen Fähigkeiten und Trieben weiter und vollkommener ausgebildet, wie die Thiere. Die Fähigkeit, durch

den Sehnerven wahrzunehmen, ist bei manchen Vogelarten, die Fähigkeit, mit dem Geruchsnerven wahrzunehmen, ist beim Hunde u. s. w. größer wie beim Menschen. Mag es dem aufwärtsstrebenden Menschen auch unsympathisch sein, mit dem niedriger stehenden Thier verglichen zu werden, so darf er, wenn er sich erkennen will, doch nicht verkennen, daß er seiner Natur, seinem Organismus, seinem Fleisch und Blut nach, auch ein animalisches Wesen ist. —

Begriffsvermögen.

Eine Befähigung hat der Mensch jedoch seiner Natur nach, welche kein Thier hat; es ist dies das Begriffsvermögen. Hierdurch unterscheidet der Mensch sich charakteristisch von allen animalischen Wesen. Der Mensch vermag sich unter Benennungen Begriffe zu denken, sich Begriffe vorzustellen mittelst des Denkens und der Benennung, d. h. der Sprache. Ein Begriff ist etwas Gedachtes, es ist dasjenige, was wir denken, nicht der gedachte Gegenstand selbst. Wenn wir den Begriff „Zimmer" denken, so ist dieses nicht ein Gegenstand — ein Gegenstand hat bestimmte Eigenschaften, er ist hell oder dunkel, groß oder klein — sondern es ist unser Gedanke an den allgemeinen Begriff „Zimmer". Während ein sensitiver Eindruck einen Gegenstand, einen Laut, eine Bewegung voraussetzt, welche diesen Eindruck hervorruft, ist solches beim Begriff nicht erforderlich. Wir können einen Begriff von etwas haben, ohne es sensitiv wahrzunehmen, ohne daß es überhaupt sensitiv wahrnehmbar ist. — Irgend eine bestimmte Farbenerscheinung — der Gegenstand, nicht der Begriff — z. B. ein Regenbogen kann auf ein Thier Eindruck machen, von ihm aufgefaßt werden; dagegen den Begriff Farbenerscheinung kann das Thier nicht auffassen. Nehmen wir den Begriff „Satzbau": Jedes Thier ist diesem Begriff, wie allen Begriffen gegenüber völlig unempfindlich, weil nur sensitive Eindrücke in demselben

Empfindungen hervorrufen können. So ist ein Stein einem Ton u. s. w. gegenüber unempfindlich, weil er keine sensitiven Eindrücke empfangen kann.

Gleichwie die Funktion des Hörens nicht allein Bewegung im Ohr ist, sondern ohne Bewegung des vom Ohr zum Gehirn führenden sensitiven Nerven und ohne Bewegung des Gehirns nicht stattfindet noch stattfinden kann, so kann ein Begriff nicht existiren ohne Denken, ein Denken nicht ohne Sprache. Sprache ist die Benennung des Gedankens, der Name des gedachten Begriffs, sei es nun, daß diese Benennung in durch das Ohr wahrnehmbaren Tönen geäußert wird oder nicht, oder daß sie in durch das Auge sichtbaren Zeichen geschrieben wird. Ohne Sprache ist kein Denken möglich; wir denken immer in einer Sprache. Wenn ein Deutscher nach Frankreich kommt, so denkt er anfangs seiner Gewohnheit gemäß in deutscher Sprache und übersetzt seine Benennungen in die französische Sprache. Hat er dieses längere Zeit gethan, so gewöhnt er sich daran, in französischer Sprache zu denken. Aber in überhaupt keiner Sprache zu denken, ist nicht möglich. Das neugeborene Kind, welches noch keine Begriffe zu denken vermag, hat noch keine Sprache, oder umgekehrt, das Kind, welches noch keine Sprache hat, kann auch noch keine Begriffe denken. Die Sprache kommt erst mit den Begriffen, und viel später, wie die sensitiven Fähigkeiten. Je weniger Begriffe ein Mensch oder eine Menschenrasse haben, um so weniger Benennungen haben sie; um so einfacher ihre Gedanken sind, um so einfacher ist ihre Sprache. Mit dem Reichthum der Begriffe wächst der Reichthum der Sprache. Die Menschen haben ursprünglich ihre Handlungen und Wahrnehmungen mit fast ausschließlich sehr kurzen Benennungen bezeichnet und sich dabei in Fällen, wo es anging, an Laute der Natur, der Elemente oder

der Thiere angeschlossen. In Fällen, wo dieses nicht ging, wählten die Menschen willkürliche Laute, die einen diese, die andern jene. Diejenigen Menschen, welche zusammenlebten oder miteinander zusammenkamen, lernten dann im Umgange gleiche Begriffe mit gleichen Namen zu bezeichnen; es war dies eine nothwendige Folge davon, daß sie zusammen sprachen. Wenn wir uns einmal vorstellen, daß ein Italiener und ein Deutscher, welche beide nur ihre Heimathssprache sprechen, auf eine einsame Insel zusammen verschlagen und hier darauf angewiesen wären, zusammen zu leben, so würde der eine Benennungen vom andern lernen und annehmen, und umgekehrt. Sie würden schließlich sich in ein und derselben Sprache verständigen, in einer Sprache, welche aus der deutschen und italienischen Sprache zusammen hervorgegangen sein würde. So ist die heutige englische Sprache ein Produkt der keltischen, romanischen und anglosächsischen Sprache. Die ursprünglichen kurzen Lautbenennungen der Menschen sind die Sprachwurzeln, aus welchen sich die mannigfachen und vielfältigen heutigen menschlichen Sprachen und Sprachfamilien entwickelt haben.

Die menschliche Sprache ist der Ausdruck der menschlichen Gedanken. Ein Thier kann seine Neigung oder Abneigung durch Töne bekunden, aber keine Gedanken aussprechen, weil es keine Gedanken hat, seiner Natur nach nicht haben kann. Ein Staar kann menschliche Töne nachzuahmen lernen, aber nicht sprechen; wenn er Gedanken aussprechen könnte, würde er seine Staargedanken in einer Staarensprache aussprechen. Herder nennt es eine dem Menschen gegenüber zartfühlende Einrichtung der Natur, daß sie den Affen keine Sprache, d. h. keine Gedanken verliehen hat. Wie unsympathisch müßte uns Menschen die Aeußerung der Affengedanken sein. Durch die Sprache bekundet der Mensch,

daß und welche Gedanken er hat. Er theilt seine Gedanken über seine Erfahrungen, Erinnerungen und Kenntnisse seinen Mitmenschen mit und erfährt auf dieselbe Weise die Gedanken seiner Mitmenschen. Er kann sich selbst die Erfahrungen, Erinnerungen, Kenntnisse und Gedanken seiner Mitmenschen dienlich sein lassen. Er wird dadurch reicher an Kenntnissen; er braucht nicht alles selbst zu erfahren. Er kann auch längst Vergangenes erfahren und hieraus wieder Schlüsse auf die Zukunft ziehen. Er beherrscht dadurch in weitem Umfange die Zeit: Vergangenheit und Zukunft. Der Mensch kann aus einem ihm mitgetheilten Gedanken oder aus einem eigenen Gedanken einen neuen Gedanken folgern, aus einem Begriff neue Begriffe ableiten. Dadurch ist das Menschengeschlecht in sich fortbildungsfähig im Gegensatz zu allen Thierarten. Das einzelne Thier kann, so lange es lebt, durch Erfahrungen lernen, nicht aber kann das Thiergeschlecht als solches durch sich fortschreiten. Die Fähigkeiten der Thiere sind, soweit sie nicht etwa durch das Menschengeschlecht geändert wurden, genau so, wie sie immer waren. Eine Vogelart baut ihr Nest heute noch ganz genau so, wie sie es ihrer Natur nach immer gethan hat. Witterung, Klima u. s. w. kann die Natur der Thiere abändern ihrer Natur nach, nicht aber können Thiere solches aus sich selbst.

Sensitive Eindrücke erzeugen im Menschen nicht nur Neigung oder Abneigung, sondern auch den Begriff des sensitiven Eindrucks. Wir sind uns der sensitiven Eindrücke bewußt. Auch durch unsere eigenen Handlungen haben wir wieder einen Gedanken, einen Begriff derselben, wir sind uns unserer eigenen Handlungen bewußt. Unsere Gedanken wirken mitbestimmend auf unsere Entschlüsse zu Handlungen, während solche Entschlüsse bei den Thieren nur durch Neigung oder Abneigung bestimmt

werden. Der Mensch hat mit dem Bewußtsein seiner Handlungen den freien Willen, ob er nach seinen Gedanken oder ob er nach seiner animalischen Neigung oder Abneigung handeln will. Die Handlung der Thiere ist eine bedingte, eine durch ihre Natur bedingte; der Mensch hat die Fähigkeit, wenn er will, selbst das Entgegengesetzte von dem, was seine Natur ihm vorschreibt, zu thun; er hat den freien Willen, zu handeln, wie er denkt. Der Wille an sich ist nicht abhängig von der Beschaffenheit des Menschen, sondern im Falle die animalische Neigung oder Abneigung dem Willen entgegengesetzt ist, ist die Größe der dem Willen im Menschen entgegenwirkenden Kraft abhängig von der Beschaffenheit des Menschen. Wenn der Wille selbst abhängig von der Natur des Menschen oder überhaupt von irgend etwas wäre, würde er kein Wille, sondern eine Wirkung, eine Folge der bedingenden Ursache sein. Wir haben Beispiele, daß Menschen nach ihrem freien Willen ihrer Natur widerwärtigste Eindrücke, die größten Schmerzen ertragen haben. Ich werde im letzten Theil dieser Studie zeigen, wodurch der freie Wille den animalischen Neigungen des Menschen gegenüber Richtung und Kraft erhält. Im Menschen entstehen Gedanken nicht nur durch äußere sensitive Eindrücke oder durch seine Handlungen, sondern können auch in ihm selbst durch seinen eigenen Willen hervorgerufen werden. Der Mensch kann, wenn er will, sein Gehirn veranlassen, zu denken. Das Denken selbst ist freier Wille, dagegen ist die Denkfähigkeit abhängig von der Fähigkeit des Apparats, mittelst dessen der Mensch denkt, von der Beschaffenheit seines Gehirns und allem, was auf dieselbe Einfluß gehabt hat oder hat, gleichwie die Sehfähigkeit abhängig ist von der Beschaffenheit des Auges. Desgleichen ist die Art der Gedanken, welche ein Mensch mittelst seiner Denkfähigkeit

denkt, abhängig von den Begriffen, welche er durch seine Erfahrungen und Kenntnisse hat.

Durch das Denken kommt der Mensch zum Bewußtsein seines Bewußtseins, zum Bewußtsein seines Willens. Im Schlafe, wo der Mensch sich seines Bewußtseins nicht bewußt ist, hat er keinen Willen, kann er nicht denken wollen, nicht bewußt denken. Die Bewegung im Gehirn schwingt unbewußt nach den Eindrücken der Erinnerung fort, wie bei den Thieren. Wenn ein Mensch bewußtlos betrunken ist, nennen wir ihn viehisch, weil ihm, wie dem Thier, das Bewußtsein fehlt und seine Handlungen nur durch Neigung oder Abneigung, nicht durch seine Gedanken bestimmt werden. Auf der andern Seite sagen wir aber auch: „Im Wein liegt Wahrheit," weil Handlungen ohne Gedanken die animalischen Neigungen, die Natur des Herzens verrathen. Steigert sich die Betrunkenheit bis zur Unfähigkeit, mittelst der sensitiven Nerven wahrzunehmen, so nennen wir den Menschen sinnlos betrunken.

Durch die Sprache können wir diejenige Neigung oder Abneigung, das Gefühl, welches ein Vorgang oder eine Mittheilung durch unser Begriffsvermögen in uns erregt hat, bekunden. Auch für den Fall, daß durch einen Vorgang oder eine Mittheilung keinerlei Gefühl, weder der Neigung noch der Abneigung erregt wird, haben wir von Natur eine Ausdrucksweise. Es ist dies das Lachen. Wir lachen über dasjenige, was unserem Begriffsvermögen nach unseren Erfahrungen unerwartet erscheint, falls solches nicht irgend eine Neigung oder Abneigung, ein Gefühl der Trauer, des Mitleids, des Verlangens, der Wißbegierde, des Schmerzes, der Verachtung u. s. w. in uns hervorruft, oder nicht zur Zeit der Wahrnehmung eine andere Erregung, als Furcht, Trauer u. s. w. in uns stark in

Bewegung ist. Kein Thier kann sprechen, aber auch nicht lachen. Wenn wir plötzlich einmal ein lachendes Thier sehen würden, so würden wir, weil solche Erscheinung mit den Erwartungen unseres Denkens nicht übereinstimmen würde, hierüber lachen, — es sei denn, daß in jemandem hierdurch sofort die Neigung wach würde, die Möglichkeit dieses Lachens zu untersuchen und festzustellen; in solchem Falle würde jener nicht, wir andern aber dann auch noch mit über jenen lachen. Das Kind lacht erst, wenn es Begriffe bekommt. Karlchen hört, wie jemand sagt: „Danke, Herr Janke," und er lacht, weil der Reimklang von danke und Janke seinem Begriffsvermögen nach seinen seitherigen Erfahrungen unerwartet ist. Wir lachen nicht mehr darüber, vielleicht aber über Karlchens Lachen, weil dieses uns unerwartet ist. In einer Stadt Norddeutschlands nennt man einen Junggesellen, von welchem bekannt ist, daß er mehrere vergebliche Heirathsanträge gemacht hat, einen Bummelzug — weil er häufig anhält. Diese Benennung kann in uns nur das Gefühl des Lachens hervorrufen. Um erfahrene Männer zum Lachen zu bringen, bedarf es anderer Sachen, als bei Unerfahrenen. Wir lachen über Blödsinn, weil er unserem Vorstellungsvermögen unerwartet ist; hören wir ihn zum zweitenmal, so ist er nicht mehr unerwartet, und wir können dann über dasselbe nur lachen, falls der Eindruck unserer Erinnerung schon entrückt war. Beim plötzlichen Anblick eines Menschen mit einem Buckel wird nur derjenige lachen, bei dem diese Wahrnehmung nicht das Gefühl des Mitleids hervorruft. — Wenn wir über irgend etwas lachen und eine andere Wahrnehmung in uns ein anderes Gefühl z. B. der Trauer hervorruft, so hören wir sofort zu lachen auf. Desgleichen, wenn jemand von großer Furcht, Schuldbewußtsein, Trauer oder dergleichen erfüllt ist,

würde er nicht oder wenig lachen. Aus der Art des Lachens läßt sich auf die Gefühle, auf das Herz schließen. Das Lachen eines engherzigen Wucherers klingt mehr wie ein Gurgeln. Die alten Griechen, die alten Deutschen, welche froh und frei lebten, lachten, daß die Wände widerdröhnten. Ich habe Freunde bei mir gesehen, welche dermaßen gelacht haben, daß die Thränendrüsen affizirt wurden und ihnen das Wasser in die Augen trat. Die Wahrnehmung, daß jemand gut lachen kann, ruft bei dem natürlichen Menschen eine sympathische Neigung hervor. Wieland sagt vom Paris:

> Der Juno Majestät, der Pallas Würde? Nein!
> Die flößen nichts als Ehrfurcht ein.
> Sie, die so zaubrisch lächeln kann,
> Cythere, lacht ihn an, er fällt zu ihren Füßen
> Und beut der Lächelnden den goldnen Apfel dar!

Uns anheimelnde Früchte, Landschaften u. s. w. nennen wir lachend. — Die Fähigkeit zu lachen ist nichts Erworbenes, sondern ein Geschenk der Natur. — Die Lachmuskeln können auch mechanisch in Bewegung gesetzt werden. — Doch der Charakter und Raum dieser Studie gestatten nicht mehr der munteren Farben, daher wieder zu den ernsten Tönen.

Dasjenige, was jemandem seiner Natur nach gefällt, wozu er von Natur Neigung hat, nennt er gut; dasjenige, was ihm mißfällt, wogegen er von Natur Abneigung hat, schlecht. Ebenso, wie kein Gegenstand absolut hell oder dunkel ist, sondern uns nach der Natur unseres Sehnerven und unseren Erfahrungen hell oder dunkel erscheint, ebenso giebt es nichts absolut Gutes oder Schlechtes, sondern der Eindruck, den irgend etwas auf uns macht, ist gut oder schlecht. Ebenso nennt der Mensch ursprünglich diejenige Handlung, welche ihm die Natur

vorschreibt, recht, welche die Natur ihm verbietet, unrecht. In der Natur des Menschen liegt der Maßstab dessen, was gut oder schlecht, was recht oder unrecht ist. Je nachdem sich die Natur eines Menschen durch Erfahrungen, Handlungen und Gedanken verändert, verschlechtert oder vervollkommnet, müssen sich auch seine Begriffe von gut oder schlecht, Recht oder Unrecht, verändern, verschlechtern oder vervollkommnen.

Die Einwirkung des Begriffsvermögens auf die in der Natur des Menschen liegende Neigung oder Abneigung erzeugt Gefühle, Leidenschaften und Triebe mancherlei Art; z. B.: Hoffnung ist die Erwartung in oder außer uns liegender Fähigkeiten oder Kräfte, durch welche uns schlecht Erscheinendes in uns gut Erscheinendes umgewandelt wird. Verzweiflung ist die Erwartung des Fehlens solcher Kräfte. Vertrauen ist die Erwartung, daß solche Kräfte zur Anwendung kommen werden. Mißtrauen ist die Erwartung, daß solche Kräfte zwar vielleicht da sein, aber nicht angewandt werden. Muth ist der aus Hoffnung und Vertrauen entspringende Trieb zu Handlungen. Kühnheit ist die auf Muth begründete Abwesenheit von Furcht. Niedergeschlagenheit und Feigheit entspringen aus Verzweiflung und Mißtrauen. Achtung ist die Erkennung großer Fähigkeit, recht zu handeln, bei andern oder sich selbst. Verachtung ist die Erkennung des Fehlens solcher Fähigkeit. Gewissen ist das Bewußtsein, recht oder unrecht gehandelt zu haben. Scham ist die durch das Bewußtsein, unrecht gehandelt zu haben, im Herzen, im Blut hervorgerufene Bewegung oder Erregung. Reue ist ein aus Gewissen und Scham entstehendes Gefühl. Mitleid ist der Gedanke, daß Schmerz, welchen wir bei andern wahrnehmen, auch uns selbst treffen könnte. — Wenn man unter Gedächtniß nur die Fähigkeit versteht, Gedanken

lange zu behalten, so kann beim Thier von einem Gedächtniß nicht die Rede sein, da es keine Gedanken, sondern nur sensitive Empfindungen haben und erinnern kann. Nach dieser Definition ist die Fähigkeit des Hundes des Odysseus, seinen Herrn nach 20 Jahren wieder zu erkennen, nicht Gedächtniß, sondern Erinnerungsvermögen. Das Wort Klugheit wird im täglichen Leben in von einander abweichenden Bedeutungen angewandt. In Anschauung der Natur des Menschen möchte ich unter Klugheit verstehen: eine bedeutende Befähigung, auf sensitive Eindrücke den gehabten Erfahrungen, Erinnerungen und Erwartungen gemäße Entschlüsse zu folgern. Klugheit hat demnach mit dem Begriffsvermögen nichts zu thun, sondern liegt lediglich in der animalischen Natur — im Gegensatz zur Weisheit. Weisheit definire ich in analoger Weise als eine bedeutende Befähigung, auf den Begriff sensitiver Eindrücke oder mitgetheilter Gedanken hin, den gehabten Gedanken gemäße Entschlüsse zu folgern. Ein Bedingniß der Weisheit ist demnach das Begriffsvermögen. Ein Thier kann nur klug sein, aber nicht weise; ein Mensch kann weise oder klug und weise sein. —

Gesetz, Zufall und Wille.

In der Natur des Menschen, wie in der Natur überhaupt, erkennen wir bestimmte Gesetze. Es ist ein Gesetz der Natur, daß ein in die Luft geworfener Stein von der Erde nach ihrem Mittelpunkt zu angezogen wird. Wir können dieses Naturgesetz, das Gesetz der Schwere, und weitere Gesetze, welche mit demselben in Zusammenhang stehen, erforschen und erkennen, und aus unserer Kenntniß dieses Gesetzes wieder weitere Schlüsse ziehen. Daß Feuchtigkeit in der Atmosphäre Neigung zur Bewegung nach der Kälte, nicht nach der Wärme hat, sich nach ersterer, nicht nach letzterer hinbewegt, ist ein Naturgesetz. Daß aus einer Eichel unter bestimmten Bedingungen ein Eichbaum

wird, ist ein Naturgesetz. Es ist ein Gesetz der Natur, daß der Fisch im Wasser mittelst der Augen sehen, sowie in welchem Verhältniß er die Gegenstände wahrnehmen kann. Es ist ein Gesetz der Natur, daß der Mensch essen, sowie daß er nicht jedes Quantum essen soll; die Natur schreibt ihm vor, was und wie viel er essen darf.

Das nothwendige Vorbedingniß eines Gesetzes ist ein Wille. Jedes Gesetz ist die Bekundung eines Willens. Ohne einen Willen kann es kein Gesetz geben, kein Gesetz bestimmt werden. Wenn die Menschen Gesetze geben, bekunden sie in den Gesetzen ihren Willen. Der Wille wird zum Gesetz, dadurch, daß Strafen bestimmt werden für den Fall, daß nicht nach diesem Willen gehandelt werden sollte. — Zur Wirkung eines Gesetzes ist die Kraft erforderlich, diese Strafen zu vollziehen. Ist diese Kraft mangelhaft, so wirkt das Gesetz mangelhaft. Ohne Kraft kann kein Gesetz existiren. Wir sagen, ein Gesetz tritt in Kraft.

Ist denn nun alles, was sich in der Welt ereignet, bestimmten Gesetzen unterworfen, findet alles nach vorheriger Bestimmung statt? Ist auch die Wirkung mehrerer zusammen oder einander entgegenwirkender Gesetze vorher nach einem Gesetze bestimmt? Wenn dieses der Fall wäre, würde das Weltgetriebe ein Mechanismus sein; die Welt müßte sich in jeder Beziehung genau nach bestimmten Formen und in vorher bestimmter Art entwickelt haben und in vorher bestimmter Form weiter entwickeln. Dieses ist nicht der Fall. Beim Menschen verlaufen die Geruchsnerven immer vorn im Gesicht, in der Nase, niemals etwa auf dem Rücken; es ist von der Natur bestimmt, daß die Nase ihren Platz im Gesicht hat. Wenn wir dagegen einen Buchenwald betrachten, so bemerken wir, daß bei dem einen Baum ziemlich unten am Stamm ein Ast abzweigt, beim nächsten

Baum an ganz anderer Stelle und Seite; beim dritten Baum spaltet sich der Stamm an gewisser Stelle in zwei Theile u. s. w. Wo die Zweige sitzen und welche Form sie haben, hat zwar mannigfache Ursachen, aber welches Ergebniß das Zusammenwirken der Ursachen hat, ist durch kein Gesetz bestimmt. Der Mensch hat an jeder Hand fünf Finger; die Anzahl ist eine nach einem Gesetz bestimmte, kein Zufall. Der Baum hat Aeste in verschiedenster Zahl; die Anzahl der Aeste ist keine bestimmte, sondern eine zufällige. Sollte die Natur, welche die Macht hatte, die Zahl der Finger des Menschen zu bestimmen, nicht auch die Macht gehabt haben oder haben, die Zahl der Aeste aller Bäume zu bestimmen? Wenn irgend ein Mensch sechs Finger an einer Hand hätte, würde uns dies unschön erscheinen, weil es nicht so ist, wie es der Natur nach sein muß. Wenn ein Baum Aeste in unregelmäßiger Zahl und Form bildet, erscheint uns selbst diese zufällige und unregelmäßige Bildung schön, weil die Natur hier dem Zufall hat Spielraum lassen wollen. In dem natürlichen Menschen ist Neigung für das, was die Natur gewollt hat, dieses nennt er schön; Abneigung gegen das, was die Natur nicht gewollt hat, dieses nennt er häßlich. Ursprünglich liegt auch der Maßstab für Schönheit und Häßlichkeit in der Natur des Menschen; er kann seiner Natur nach die Absicht der Natur erkennen.

Wenn wir die Oberfläche der Erde betrachten, so erkennen wir in ihr keine bestimmte Form, sondern Unregelmäßigkeit Nach dem Gesetz der Umdrehung und Schwere müßten die einzelnen Zonen der Erde gleich, müßte die größte und schwerste Masse, das höchste Land nur in der Aequatorialzone, das Wasser nur in den Polargegenden sein. Es würden die beiden tiefsten Stellen des Meeres nicht im Atlantischen Ocean in der

Nähe der afrikanischen Küste und im Stillen Ocean in der Nähe der japanischen Küste haben entstehen können. Die Formation der Erde läßt darauf schließen, daß eine unregelmäßige Verschiedenheit gewollt sei. Die Gesetze und Kräfte der Natur sind zwar bestimmte, wirken unabgeändert und werden unabgeändert weiter wirken, doch ist das Ergebniß der Zusammenwirkung mehrerer Kräfte nicht in allen Fällen ein bestimmtes. — Die Berge der Erde sind nach bestimmten Naturgesetzen entstanden, aber ihre Form ist keine vorher bestimmte, sondern eine unregelmäßige, zufällige. Ein Felsblock liegt an einem Berge hier, am andern dort, beim einen mehr westlich, beim andern mehr östlich, beim einen höher, beim andern niedriger; sein Platz ist kein bestimmter. — Wenn ich ein 1 Meter breites und 10 Meter langes, glatt gehobeltes Brett dick mit Sand bestreue, das Brett ein wenig schräge halte und am höheren kurzen Ende in der Mitte des Brettes Wasser aus einem Rohre langsam in den Sand laufen lasse, so wird solches sich seinen Weg in einer mehr oder weniger krummen Linie, je nachdem es auf mehr oder weniger Widerstand stößt, durch den Sand bahnen und an irgend einer Stelle des unteren Endes des Brettes, vielleicht gar unten an der Seite, abfließen. Die Stelle, wo das Wasser abfließt, ist abhängig von der Beschaffenheit, der Trockenheit der einzelnen Stellen des Sandes u. s. w., ist aber nicht eine vorher nach einem Willen bestimmte, sondern eine zufällige. Mache ich dagegen den Sand vorher absichtlich an gewissen Stellen fester, so daß das Wasser unten rechts ablaufen muß, so ist diese Stelle keine zufällige, sondern eine nach meinem Willen bestimmte. Daß das Wasser eines Flusses bergab läuft, ist ein Naturgesetz, nach dem Gesetz der Natur nothwendig; daß der Fluß aber in dieser oder jener

Richtung verläuft, hängt von den zufälligen Formationen der umliegenden Berge ab und ist zufällig. — Wenn ein mit gesammeltem Futter seinen Jungen zufliegender Vogel ein Samenkorn auf einen Boden fallen läßt, wo es wächst, so ist später die Pflanze zwar nach bestimmten Naturgesetzen entstanden, daß sie aber auf dem Platze steht, wo sie steht, ist Zufall. — Wenn ich auf einem Berge stehe, zwei gleich große Steine aufnehme und sie mit derselben Hand gleichzeitig ins Thal schleudere, so wird jeder der Steine nachher im Thal an irgend einem Platze liegen, je nachdem etwa der eine in der Hand eine etwas größere oder kleinere Anfangsgeschwindigkeit mitbekommen hat, je nachdem etwa der eine oder andere durch den Wind oder Widerstand der Luft etwas weniger weit fortgetragen ist. — Da diese Einwirkungen nicht nach irgend welchen Gesetzen oder Willen vorher bestimmt sind, liegt jeder der Steine an dem Platze, wo er nachher liegt, zufällig, d. h. nicht nach irgend einem Gesetze. — Wenn ich einen Teig längere Zeit mit den Händen tüchtig knete und dann aufhöre, so ist die Formation des Teiges eine unregelmäßige; vielleicht ragt eine Stelle besonders hervor, vielleicht mehrere. Die Formation ist zwar abhängig von der Bewegung des Knetens, aber keine bestimmte, sondern eine zufällige; wenn ich aufhöre zu kneten, will ich nicht, daß die Formation eine bestimmte sei, sondern überlasse sie dem Zufall. Würde ich dagegen aus dem Teig z. B. einen Würfel formen, so wäre die Formation eine durch meinen Willen entstandene und mithin keine zufällige. — Wenn ein unbekanntes Buch vor mir liegt, und ich schlage es irgendwo auf, um darin zu lesen, so ist die Seite, welche ich aufschlage, zwar abhängig davon, wo mein Daumen sich zwischen die Blätter drängt, aber wo dies ist und was dort gedruckt ist, was ich

dann lese, ist nicht durch irgend welche Gesetze bestimmt, sondern zufällig.

Zufall ist, wenn das Zusammenwirken mehrerer Kräfte oder Gesetze nicht nach einem Willen vorher bestimmt ist, sondern nach keinem Willen oder bestimmten Gesetz stattfindet. Wenn nichts dem Zufall überlassen wäre, würde die Formation der Erde eine starre, bestimmte, die Erde ein Uhrwerk sein. Die Formation der Länder und Meere, Gebirge und Flüsse ist dem Zufall überlassen. Der Platz, welchen ein Stein einnimmt, ist ein zufälliger. Der Stein kann durch einen Stoß fortbewegt werden; doch kann von einer eigentlichen Eindrucksfähigkeit beim Stein noch keine Rede sein. Die Pflanze ist in ihrem Wachsthum abhängig von den zufälligen Wirkungen des Windes und der Sonnenstrahlen. Sie hat die Tendenz, ihre Krone nach der Sonne zu neigen. Doch kann von einer eigentlichen Neigung, einer Empfindung bei der Pflanze noch nicht die Rede sein. Die Bewegungen und Handlungen der Thiere sind abhängig von den Neigungen, welche zufällige Einwirkungen in ihnen hervorrufen. Sie handeln gemäß ihrer Neigungen und Empfindungen. Dieses ist wieder die Vorstufe zu Handlungen nach eigenen Gedanken. Doch kann von einem eigentlichen „Handeln wollen", von einem freien Willen bei den Thieren noch nicht die Rede sein. Gedanken und einen Willen hat nur der Mensch. Zufall ist die erste Stufe der Entwickelung einer durch Gesetz bestimmten starren Nothwendigkeit zu einem freien selbsthandelnden Willen. —

Gott.

Mittelst unseres Begriffsvermögens und Denkens sind wir befähigt, in der Natur im allgemeinen und in unserer Natur liegende Kräfte und Gesetze zu erkennen. Das Vorhandensein einer Kraft bedingt eine Kraft, welche die erste wahrgenommene

Kraft bewirkt oder hervorgerufen hat, und diese Kraft wieder eine Kraft u. s. w. bis ins Unendliche. Wir haben gesehen, daß, wo ein Gesetz oder Gesetze vorhanden sind, auch ein Wille oder Willen vorhanden sein müssen, welche durch die Gesetze bekundet werden. Die Natur der Naturgesetze, die einheitliche Wirkung und Ziel derselben bekunden aber, daß diese Gesetze durch einen Willen, nicht etwa durch verschiedene selbstständige Willen bestimmt sind. Ein Stoff, eine Materie ohne Kraft kann aus sich selbst keine Kräfte oder Gesetze hervorbringen, demnach setzen Kräfte und Gesetze, auch die, welchen der Stoff unterworfen ist, Kraft und Willen, nicht Stoff voraus. Die unendlichen Kräfte aller Kräfte, den Willen, welcher die unendlichen Kräfte und Gesetze bestimmt, benennen wir in unserer Sprache mit dem Namen Gott. Der Name Gott ist unsere menschliche Benennung des Unendlichen. Unser Gedanke an den Unendlichen ist unser Gedanke an Gott. Unter dem Unendlichen, unter Gott, haben wir uns demnach einen Willen und Kraft, nicht etwas Materielles, Stoffliches zu denken. — Gott ist daher nur mittelst des Begriffsvermögens und Denkens, nicht mittelst der sensitiven Nerven wahrzunehmen, und können ihn deshalb von den animalischen Wesen nur die Menschen, nicht aber die Thiere erkennen. Wenn Gott von Materie, d. h. durch die Sinne wahrnehmbar wäre, würden auch die Thiere einen Eindruck von Gott haben können. Wir Menschen können Gott an seinen Kräften, seinen Gesetzen, seinem Willen erkennen, seine Kräfte, Gesetze und seinen Willen immer mehr kennen lernen, aber ihn niemals vollkommen ergründen, weil wir nicht im stande sind, alle Erfahrungen zu erschöpfen. Unsere Feststellung der Naturgesetze ist ein unvollkommener Ausdruck der wirklich stattfindenden Erscheinungen. Wir kennen Gesetze der Schwerkraft, aber die Kraft selbst, welche die

Schwerkraft bestimmt, kennen wir nicht. Unser Begriff von Gott kann niemals Gott selbst sein, sondern die Art und Weise, wie wir ihn mittelst unseres Begriffsvermögens wahrnehmen, ebenso wie das, was wir sehen, nicht der Gegenstand selbst, sondern die Art der Wahrnehmung mittelst unserer menschlichen Sehnerven ist. Wir nehmen Gott gemäß der Beschaffenheit unseres Begriffsvermögens wahr; da diese nun aber veränderungsfähig, fortbildungsfähig ist, so muß auch unser Begriff von Gott ein anderer werden, fortschreiten. Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zu Spott. Alle Menschen können sich Gott, weil sie ein Begriffsvermögen haben und wenn sie denken wollen, vorstellen, es frägt sich nur, was sie sich unter Gott vorstellen, was sie unter der Benennung Gott denken. — Da wir wissen, daß Gott in die Materie der sensitiven Nerven und des Gehirns die Befähigung gelegt hat, wahrzunehmen, z. B. in das Auge, die Kraft zu sehen, so können wir hieraus schließen, daß bei Gott, welcher ohne Materie ist, die Kraft ist, wahrzunehmen.

Hat Gott die Entwickelung der Welt seinen ursprünglichen Gesetzen und dem Zufall überlassen, oder bekümmert er sich noch um sein Werk? Seine Gesetze als solche sind, wie wir wissen, unveränderlich und gelten für alle Zeiten. Was sich nach denselben entwickelt hat, hat demnach von Anfang der Gesetze an in denselben, in dem Willen, welcher dieselben gab, gelegen. Unser menschliches Begriffsvermögen muß Erstaunen in uns hervorrufen, wenn es sich den Willen vorstellt, welcher solche Gesetze bestimmte und solche Kräfte hervorrief, nach welchen die Entwickelung der Dinge vor sich ging. — Unsere Wissenschaft ist wohl heute noch nicht weit genug, um ergründet zu haben, ob oder inwieweit bei den einzelnen Entwickelungsstufen ein neues schöpferisches Hinzutreten des Willens stattfand. Gemäß unserer

Kenntniß der Naturgesetze konnte sich aber nach denselben nicht etwa in einem Affen ein menschliches Begriffsvermögen, menschliches Blut mit der menschlichen Neigung und Abneigung, welche seiner Natur nach ursprünglich in dem Menschen lag, entwickeln. Wie dem aber auch sei, wir haben manche Erkennungszeichen, daß Gott die Welt nicht von ihrem Anfang her sich selbst überlassen hat. Legen wir uns einmal die Frage vor, ob Gott das erste Begriffsvermögen des ersten Menschen — sei es nun, daß dieser als Kind oder als Erwachsener entstanden ist — ohne einen Begriff in dasselbe hineinzulegen, um eine räumliche Bezeichnung zu gebrauchen, leer geschaffen, oder einen Begriff mit demselben verbunden habe. Versuchen wir einmal diese Frage nach unserer heutigen unvollkommenen Kenntniß zu beantworten. Wir wissen, daß Menschen in vorgeschichtlicher langer Zeit die Geschichte der Schöpfung gekannt haben, welche, nachdem sie Jahrtausende lang in mündlicher Erzählung den Kindern von ihren Eltern überliefert war, aufgeschrieben wurde, so wie sie heute in der Bibel steht. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß in dem langen Zeitraum der mündlichen Ueberlieferung von der ursprünglichen Erzählung manches geändert und ganz fortgelassen ist. Ist doch die Erzählung den meisten Menschenstämmen ganz verloren gegangen; die Semiten, und speciell das Volk der Juden, haben die Erzählung, bis die Menschen schreiben konnten, erhalten. Wir, die wir heute die Natur des Menschen kennen, können wissen, daß Menschen zu einer Zeit, wo ihr Denkvermögen noch auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung stand, auch zur Zeit, wo die Schöpfungsgeschichte niedergeschrieben wurde, nicht nach dem Fortschritt ihrer Begriffe oder ihrer Erfahrungen, aus ihrer Natur heraus, die Schöpfungsgeschichte, so wie sie überliefert ist, ursprünglich feststellen konnten. Hätten sie nicht nach ihrer

Erfahrung die Erde als eine immer dagewesene Fläche ansehen müssen, oder wenn sie auf eine Schöpfung verfallen wären, würden sie nicht sich selbst zuerst oder doch gleichzeitig mit den Thieren haben entstehen lassen? Bestätigt nicht unsere fortgeschrittene Erkenntniß, unsere Wissenschaft erst in jüngerer Zeit, daß die Welt in der That in verschiedenen Zeitepochen, nicht mit einem Mal entstanden ist, daß in den verschiedenen Zeitepochen eine successive Entwickelung vegetabilischer, dann animalischer Wesen stattgefunden hat, daß der Mensch zuletzt entstanden ist, und daß dann keine weitere, etwa noch höher stehende Wesen entstanden sind? Wir haben schon im einleitenden Theil dieser Studie gesehen, wie kleinlich und individuell unsere Begriffe von Zeit sind, und daß im Himmelsraum, im Unendlichen, eine große Anzahl Jahre wie ein Tag, ein Tag wie tausend Jahre sind. Wie lang ist ein Tag, zu einer Zeit, wo unsere Erde, geschweige unser ganzes Sonnensystem noch nicht existirte? Werden wir, wenn wir weiter fortschreiten, nicht einmal im stande sein, die ganze Schöpfungsgeschichte in Bezeichnungen, welche die Wissenschaft nach und nach bildet, in Begriffen, welche sie nach und nach benennt, zu übersetzen? Wir müssen, wenn wir unserer Phantasie einmal Spielraum lassen, dann vielleicht lesen: „Am Anfang schuf Gott Kraft und Stoff. Und der Stoff war ungeordnet und ohne Bewegung, und der Geist Gottes nicht damit verbunden. Und Gott wollte, daß Elektricität entstehe, und es entstand Elektricität. Dieses war die erste Schöpfungsepoche.“ Die Lösung solcher Aufgabe ist erst fortgeschrittenerer Wissenschaft vorbehalten. Die Kenntniß der Schöpfungsgeschichte ist nicht anders zu erklären, als daß sie in das Begriffsvermögen der ersten Menschen gelegt ist.

Ein ferneres untrügliches Zeichen, daß Gott die Welt nicht sich selbst überlassen habe, haben wir darin, daß er selbst als

Mensch auf dieser Erde gewirkt hat in der Person Jesu Christi. Christus war eine menschliche Natur wie wir, mit allen ihm, wie uns, angeborenen animalischen Neigungen und Trieben; das Stoffliche in ihm war ganz Mensch; nur der Wille in ihm war der göttliche Wille selbst mit der demselben innewohnenden unendlichen Kraft und Allwissenheit, war Gott selbst. Die philosophische Wissenschaft weiß schon heute, daß die Lehre des jüdischen Zimmermannes weit erhaben ist über die Lehren aller großen Philosophen, welche in den Centren menschlicher Kultur aufwuchsen und deren Gedankengang aus der in diesen Städten herrschenden hohen Bildung hervorging. Je mehr die Wissenschaft fortschreitet, um so mehr wird sie die Lehre Christi verstehen lernen und erkennen, daß dieselbe nicht nur vollkommener, sondern vollkommen, kein Trachten nach Wahrheit, sondern die Wahrheit ist. Zwischen Christi Lehre und der Lehre anderer Religionsstifter ist der charakteristische Unterschied, daß die Lehren Letzterer eine Zusammenstellung im Laufe der Zeit entstandener philosophischer Theorien waren und die Lehre größtentheils erst durch Schüler und Nachfolger vervollkommnet den Menschen überliefert wurde. Die Lehre Christi ist aber durch seine Nachfolger nicht vervollkommnet, sondern nach dem unvollkommenen Begriffsvermögen seiner Jünger und späterer Kirchenväter unverstanden und theils entstellt ausgelegt, nach ihren Begriffen ausgelegt, worauf ich in der dritten Studie ausführlich zurückkomme. Es ist unmöglich, daß die Lehre Christi in ihm selbst nach seiner Erfahrung entstanden sein kann. Er las keine philosophischen Schriften und verkehrte nicht mit Schriftgelehrten oder Philosophen, sondern mit Fischern und Handwerkern. — Wenn in einer Familie unter vielen Kindern bei einem hervorragende, natürliche Anlagen vorhanden sind, so sind nicht die sämtlichen

andern Kinder oder deren Nachkommen ohne bedeutende Anlagen, sondern bei dem einen oder andern derselben werden sich die Anlagen, vielleicht in verschiedener Weise in Anbetracht der Umstände, welche auf das betreffende Kind eingewirkt haben, auch zeigen; ein Kind ist vielleicht ein hervorragender Handelsmann, ein anderes Staatsmann. Von den Geschwistern Christi hören wir nicht, daß auch nur eins sich in irgend einem Fache hervorgethan habe, weder von Jakob, noch von Joses, noch von Simon, noch von Judas; auch alle seine Schwestern thaten sich unter den anderen Jüdinnen durch nichts hervor. — Es wird uns von Christus berichtet, daß er gegessen und getrunken, gesprochen und geweint habe, doch nicht, daß er einmal gelacht habe. Wir wissen heute aus unserer Kenntniß der Natur des Menschen, daß Lachen nur auf etwas den Gedanken Unerwartetes erfolgt. Einem vollkommenen Denkvermögen konnte aber nichts unerwartet sein. Wenn Christus gelacht hätte, würde solches eine Unvollkommenheit der Gedanken, des Begriffsvermögens bedingt haben. Die Ueberlieferungen, welche wir von Christi Thaten und Leben haben, sind derartig, daß wir einen Begriff seines Wesens uns bilden können. Wir können nichts finden, was mit einer Vollkommenheit Christi in Widerspruch stände. Selbst der größte Widerspruchsgeist auch der Feinde Christi kann ihm zum mindesten einen hochehrenwerthen Charakter nicht abstreiten. Christus sagt nun wiederholt und ausdrücklich, daß er und Gott eins seien. Dürfen wir annehmen, daß er uns mit dieser Aussage habe betrügen wollen? Wir pflegen ja doch bei der Aussage irgend eines Menschen nach seinem Charakter darauf zu schließen, ob er lüge oder die Wahrheit sage. Christus bestätigt den Menschen dann seine Aussage, indem er ihnen zeigt, daß er vollkommene Gewalt über die Naturkräfte, über Leben und Tod hat. Würde

die Aussage Christi, daß er vollkommen, daß er Gott sei, ohne seine Wunder geglaubt sein? Würden auch wir nicht noch heute sagen, wenn er wirklich Gott war, mußte er auch vollkommene Kraft gehabt haben, und weshalb hat er dieses denn nicht gezeigt? Die Wunder Christi sind nach dem Wesen desselben natürlich. —

Giebt es denn Wunder? Diese Frage läßt sich wol nicht beantworten, ohne zu definiren, was man unter Wunder versteht. Heißt Wunder das, was unmöglich ist, so giebt es keine Wunder, weil etwas Unmögliches nicht möglich sein kann. Heißt Wunder das, was nur mit Aufhebung der Naturgesetze möglich sein würde, so giebt es keine Wunder, weil die Naturgesetze, die Gesetze Gottes unabänderlich sind. Heißt Wunder aber das, was den Menschen nach ihrer Kenntniß der natürlichen Gesetze unmöglich erscheint, worüber sie sich nach dieser ihrer Kenntniß wundern, so giebt es natürlich Wunder, weil die Kenntniß der Menschen keine vollkommene ist. Ist nicht die Entstehung der Erde, ist nicht der Mensch selbst, das Vorhandensein eines Willens in einer animalischen Natur für uns ein Wunder? Wenn ein Mensch aus dem vorigen Jahrhundert heute plötzlich unter uns erscheinen könnte und wahrnehmen würde, daß wir von einer Stadt zur andern mittelst eines Telephons sprechen, würde er dies für ein Wunder halten. Wenn heute jemand ohne Telephon, vielleicht mittelst der an der Oberfläche de- Meeres vorhandenen Elektricität, über den Ocean hinübersprechen würde, so würde uns dies als ein Wunder erscheinen. Wenn wir hören würden, daß ein Metallblock eine menschliche Stimme von sich gebe, würden wir solches für ein Wunder halten. Wenn Edison uns einen Metallcylinder von Amerika schickt, den wir veranlassen können, mittelst des Phonographen die auf ihn hinauf gesprochene menschliche Stimme mit allen ihren Vibrationen

wieder von sich zu geben, nennen wir solches heute nicht mehr ein Wunder, weil wir die Kräfte, wodurch solches bewirkt wird, kennen gelernt haben. Wir sind unermeßlich weit davon entfernt, mittelst der Berührung einem Todten das Leben wiedergeben zu können. Die Kraft Christi wird uns zwar immer als ein Wunder für uns Menschen, aber weniger unfaßlich erscheinen, je mehr unsere eigene Kraft wächst. —

Glaube.

Die Menschen fragten Christus, wie sie es denn machen könnten, daß sie nach den Gesetzen Gottes handelten; er antwortete ihnen: „Indem ihr glaubt an den, der mich gesandt hat.“ Der Glaube des Menschen ist freier Wille, da sensitive Wahrnehmungen und Eindrücke seinen Organismus nicht zu demselben zwingen. Da der Mensch der Materie seines Körpers nach kein Wille, sondern das nothwendige Produkt der Fortpflanzungsfähigkeit seiner Erzeuger ist, gleichwie die Thiere oder Pflanzen das nothwendige Produkt einer Zeugung oder Befruchtung sind, oder ein Stoff das Produkt chemischer Verbindungen ist, so lassen sich seine Neigungen zu Handlungen, welche in dieser seiner Materie liegen, nur ändern durch seinen freien Willen, welcher will, was der Mensch glaubt — es sei denn, daß die Neigungen durch Erfahrung, respektive durch Zwang oder Strafe von andern Menschen geändert werden. Der Glaube giebt dem Willen des Menschen eine Richtung, bestimmt, daß und wie der Mensch im Gegensatz zu seinen animalischen Neigungen handeln will. Unter Glauben verstehe ich eine mehr oder weniger erhabene Vorstellung von Gott, von einem unendlichen Willen, einer unendlichen Kraft, Weisheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, nicht religiöse Sitten und Gebräuche. Wenn jemand sagt, daß er nicht an Gott oder was die Kirche lehre, glaube, weil er sich solches nicht vorstellen könne, derselbe aber

größtes Pflichtbewußtsein, eifrigstes Bestreben hat, recht zu handeln, so ist sein Wille zur Gerechtigkeit nothwendigerweise das Ergebniß eines Glaubens, daß es recht ist, recht zu handeln, einer Vorstellung von Gerechtigkeit; ohne solche Vorstellung wäre kein Wille zu den thierischen Neigungen entgegengesetztem Handeln vorhanden, würde der Mensch nicht recht handeln wollen, sondern wie das Thier, nur nach seinen animalischen Trieben und Erfahrungen und der Furcht vor zu erwartender Strafe handeln. Der Glaube, daß es recht ist, recht zu handeln, kommt aber der Vorstellung einer Allgerechtigkeit des Wesens Gottes näher, als wenn jemand sich Gott in irgend einem Bilde oder irgend einer Form vorstellt. Es folgt hieraus des Weiteren, daß der Wille eines Menschen, je vollkommener und der Wahrheit näher kommender seine Vorstellung von Gott wird, eine um so richtigere Richtung bekommen muß.

Nach den, den animalischen Trieben entgegengesetzten Handlungen der Menschen, insofern sie nicht in Folge Zwangs durch menschliche Gesetze erfolgen, kann man ihren Glauben, — nicht ihre Glaubensform — beurtheilen. Je fester unser Glaube an Gott wird, um so fester wird unser Vertrauen zu seinen Gesetzen, den natürlichen Gesetzen, und unsere Furcht vor denselben. Die Wirkung und Tragweite der natürlichen Gesetze werden wir aus der Geschichte der Menschen kennen lernen. Der Glaube giebt Weisheit dem Herzen des Einfältigen. (Psalm 19, 7—8.)

Wie der Glaube an Gott, als den ursprünglichen Anordner der natürlichen Gesetze ein Vertrauen auf diese bedingt, so bedingt die Erkenntniß, daß Gott die Welt nicht nach ihrem Anfang sich selbst überlassen, daß er nicht alles von Anfang unabänderlich bestimmt, sondern manches dem Zufall überlassen hat und hierüber noch bestimmen kann, endlich, daß er selbst in der

Natur eines Menschen unter uns gelebt und uns Lehren gegeben hat, ein Vertrauen, daß Gott sich noch um sein Werk bekümmert und daß er das Zusammentreffen von Ereignissen, anstatt es dem Zufall zu überlassen, zu unserem Vortheil bestimmen kann. Auf Gott vertrauen heißt, das, was wir aus eigener Kraft, obgleich wir wollen, nicht erreichen können, seiner Fügung und seinem Willen anheimstellen — nicht das, was wir, wenn wir nur wollen, selbst erreichen können. — Das Vertrauen zu Gott wird gestärkt durch das Gebet. Aus diesem Grunde sollen wir beten. Gott ist natürlich nicht mit unseren Gebeten gedient; auch erwerben wir uns nicht etwa, wie die Kirche sagt, durch ein Gebet irgend einen Lohn oder Vergebung unrechter Thaten. Es ist thöricht, zu erwarten, daß Gott unser Gebet erhören müßte oder würde, wenn es seinem Willen oder Gesetzen oder seiner Gerechtigkeit, ihm widerspräche. Wenn er auf ein Gebet irgend eines Menschen um Lebensmittel solche ihm direct geben müßte, so würde er kein gerechter Gott sein, ungerecht gegen andere, welche sie durch Arbeit verdienen müssen. Aber wenn der Bittende das, was in seinen eigenen Kräften steht, thut, so wird Gott, wenn die Arbeit mit seinen Gesetzen und Vorschriften in Einklang ist, derselben Segen verleihen.

> Von der Stirne heiß
> Rinnen muß der Schweiß,
> Soll das Werk den Meister loben,
> Doch der Segen kommt von oben.

Vermittelst des Gebets bekommen unsere Handlungen durch das Vertrauen die rechte Richtung. „Darum werd' ich den lieben Gott fragen, dann werd' ichs wissen.“ — Christus sagt, Gott weiß überhaupt, ohne daß wir beten, was uns fehlt, oder für uns gut ist, darum sollen wir nicht viel plappern. Wenn

wir aber beten, sollen wir solches bitten: „Unser Vater, der du im Himmel bist, geheiligt werde dein Name.“ Christus redet Gott nicht mit seinen jüdischen Namen, als Elohim, Zebaoth o. dgl., an, sondern gemäß der Auffassung und Benennung der Völker der Erde, als Vater der Menschen, Himmelsvater. Name ist, wie wir gesehen haben, das, was wir uns vorstellen, denken; wir bitten daher, der Begriff der Menschen von Gott möge der von etwas Heiligem sein: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“ Die Gesetze Gottes mögen allgemein erkannt und befolgt werden, der Wille der Menschen sich dem Willen des Unendlichen unterordnen, wie im Himmelsraum alles nach dem Willen des Unendlichen sich vollzieht. „Unser täglich Brot gieb uns auch heute.“ Gieb, daß auch an diesem Tage allen Menschen das, was sie zum Leben gebrauchen, zugängig werde. „Vergieb uns unsere Schuld, wenn auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Wenn wir nicht vergeben wollen, können wir auch keine Vergebung erwarten. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel,“ d. h. gieb, daß wir nicht den uns angeborenen oder erworbenen, deinem Willen widersprechenden Neigungen erliegen, sondern hilf, daß wir solche Triebe los werden. —

Werfen wir nun noch einen Blick darauf, was aus dem Menschen wird, wenn sein Pulsschlag still steht, sein Athmen aufhört, das animalische Leben aus ist. Das Leben der Thiere und Pflanzen hat seiner Natur nach die Tendenz, einen gewissen Höhepunkt zu erreichen und dann wieder zu verfallen. Der Körper stirbt, macht chemische Veränderungen durch, wird zu Erde, zu Asche, und aus der Asche sprießt neues Leben. In der Natur des menschlichen Körpers liegt nichts, wodurch sich derselbe hierin unterscheidet. Es fragt sich nun, ob der, den

animalischen Neigungen theils entgegengesetzte, von denselben unabhängige Wille, das Selbst im Menschen auch stirbt? Nach Analogie der organischen Wesen und Stoffe können wir keine Schlüsse ziehen, überhaupt hierüber nach unserer Erfahrung nichts wissen. Dagegen hat Christus gesagt, daß diejenigen, so da Glauben haben, das ewige Leben haben werden, sowie daß ein Gericht und eine Belohnung und Bestrafung stattfinden wird. Ueber die Art und Weise dieses Lebens nach dem Tode des Körpers hat er seinen Mitmenschen keine Erklärung gegeben; wenn er es gethan hätte, würden sie es doch nicht haben verstehen und es uns nicht haben überliefern können. Christus sagt: „Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könntet es nicht vertragen.“ Der Gedanke eines Weiterlebens des Willens nach dem Tode ist aber dem menschlichen Begriffsvermögen, wie es von Natur geartet ist, keineswegs undenkbar. Fast alle Völker ahnten und glaubten an ein solches in irgend einer Form, je nach der Stufe ihrer Bildung. — Die Aussicht auf ein Leben des Selbst, wenn es nicht mehr gegen die animalischen Neigungen zu kämpfen hat, frei von den Banden des animalischen Körpers ist, kann für den Glaubenden nur eine freudige sein.

Wir haben nunmehr die sämtlichen Einwirkungen kennen gelernt, durch welche die Handlungen eines Menschen bedingt werden. Dieselben liegen:

A) in ihm selbst, und zwar sind dieses
 1) seine Neigungen, wie er sie:
  a) durch seine menschliche Natur und Vererbung,
  b) durch seine Erfahrungen hat;
 2) sein Wille, welcher seine Richtung durch den Glauben erhält.

B) außer ihm selbst, je nachdem die Gegenstände oder Ereignisse:

1) nach den Naturgesetzen,
2) durch Zufall,
3) durch Gottes Fügung

an ihn herantreten.

Es giebt demnach kein vorher bestimmtes unabänderliches Schicksal eines Menschen (fatum), sondern sein Schicksal trägt der Mensch nur insoweit in sich, als seine Natur solches bedingt. Seine Handlungen, und mithin sein Geschick wird mitbestimmt durch seinen Willen und durch Zufall. Umgekehrt sind demnach auch Handlungen anderer, welche auf ihn wirken, insofern dieselben durch Willen und Zufall veranlaßt sind, nicht etwa durch ein fatum vorherbestimmte.

Ich schließe hiermit die Betrachtungen über die Natur des Menschen, um in folgender Studie zu zeigen, wie sich das Menschengeschlecht gemäß dieser seiner Natur bis zur Gegenwart entwickelt hat.

Zweite Studie.

Das Zusammenleben der Menschen.

Menschliche Thätigkeiten.

Das Leben der Menschen, wie sie von Natur erschaffen und auf diese Erde gesetzt waren, unterschied sich wenig von dem der Thiere. Die Erde brachte die Lebensmittel für den Unterhalt des Menschen, brachte Pflanzen und Thiere hervor; der Mensch eignete sich dieselben an, oder kämpfte mit den Thieren um dieselben. Von Natur haben manche Thierarten bedeutendere körperliche Kräfte bekommen, wie der Mensch. Durch ihr Begriffsvermögen, ihre Gedankenkraft wurden die Menschen Herr über diese größeren Körperkräfte. Sie beobachteten die Thiere und ihre Gewohnheiten, und wo sie sahen, daß stärkere Thiere in kleiner Anzahl oder allein sich aufhielten, traten sie ihnen in stärkerer Anzahl gegenüber. — Sie rotteten sich nach Nothwendigkeit zusammen und ersetzten durch opportune Vereinigung ihrer Kräfte, was dem einzelnen an Kraft fehlte. Sie benutzten nicht nur die Bäume u. s. w., wo sie standen, als Deckung gegen den Angriff der Thiere, sondern sie begriffen, daß die Bäume auch dort, wo sie die Thiere angriffen, ihnen nützen konnten, theils als Deckung, theils um ihre Kraft beim Angriff zu stärken. Sie nahmen sie mit dorthin, wo sie die Thiere angriffen, sie verfertigten sich Keulen und Waffen zum Kampf gegen die Thiere. Die Menschen lebten von der Erlegung der Thiere, von der

Jagd. — Je mehr nun die Zahl der Menschen wuchs, und je mehr Thiere diese größere Menschenzahl erlegte, um so weniger wurden verhältnißmäßig die Thiere, um so schwieriger wurde es, regelmäßig die zum Lebensunterhalt nöthigen Thiere zu erlegen. Da die Anzahl der Thiere, welche existiren können, abhängig ist von derjenigen Menge der für ihren Unterhalt nothwendigen Lebensmittel, welche in der Jahreszeit, wo es am wenigsten giebt, existirt, so muß naturgemäß zur andern Jahreszeit ein Ueberfluß an Futter vorhanden sein. Der Mensch begriff dieses und bewahrte nun für sich und die Thiere diesen Ueberfluß des Sommers für den Winter auf, verwerthete so die ganze Masse des im Jahre wachsenden Futters und bewirkte, daß mehr Thiere und mithin mehr Menschen existiren konnten. Gleichzeitig vertheidigte er selbst die ihm dienenden Thiere gegen die Angriffe anderer Thiere. Der Mensch hatte hiermit eine weitere Kulturstufe erklommen: er trieb Viehzucht.

Wem die Viehzucht nicht zusagte, der ging in eine Gegend, wo die Thiere an sich noch reichlich waren, und lebte weiter von der Jagd. — Die Menschen waren Jäger und Hirten. Lange Zeit sind Jagd- und Viehzucht die einzigen Beschäftigungen der Menschen gewesen, und erst viel später, wie die Zahl der Menschen wieder gewachsen war, daß selbst bei Jagd und Viehzucht die Lebensmittel knapper wurden, überließ der Mensch es nicht der Natur und dem Zufall, aus den nicht verwandten, sondern weggefallenen Samenkörnern neues Futter hervorzubringen, sondern der Mensch bestimmte selbst, wo Futter wachsen sollte, er säte, um der Erde mehr Futter abzuzwingen. Er erklomm hiermit eine weitere Kulturstufe, er trieb Ackerbau. Wie die Menschen sich vorher in Jäger und Hirten theilten, theilten sie sich nunmehr in Jäger, Hirten und Ackerbauer.

Die Beschäftigung des Hirten fesselte den Menschen schon mehr an bestimmte Flecke Erde, wie die Jagd, da das Vieh ihn veranlaßte, bei demselben und dort, wo es Weiden für das Vieh gab, zu bleiben. Dennoch konnte bei der Viehzucht von einer eigentlichen Seßhaftigkeit noch nicht die Rede sein. Der Mensch suchte mit seinem Vieh Plätze auf, wo reichlich Futter für sein Vieh wuchs, und wechselte solche, wenn das Futter knapp wurde. Der Ackerbau band die Menschen an bestimmte Landdistrikte. Gleichzeitig zwang dies sie aber, nicht nur sich selbst, sondern auch den Fleck Landes, welchen sie bebauten, zu schützen. —

Da dieser Schutz gegen äußere Angriffe für einen einzelnen schwer oder unmöglich war, so siedelten die Menschen sich in Komplexen an — vereinigten sich zu Ansiedlungen. Eine solche Vereinigung von Menschen hatte ein gemeinschaftliches Interesse im Schutz ihres Landes. Dieses gemeinschaftliche Interesse ist der ursprüngliche Grund und Anfang staatlicher Verbände.

Doch nicht nur Schutz gegen außen bedang das gemeinschaftliche Interesse, sondern auch Schutz gegen Uebergriffe der Menschen in dem Verbande untereinander. Nur bei Frieden der Mitglieder konnte die Ansiedlung gedeihen. Gleichwie nun in einer menschlichen Familie der Mann seiner stärkeren Natur nach für die schwächere Frau und die Kinder naturgemäß einestheils den Schutz nach außen übernommen hatte, andererseits aber auch bei Streitigkeiten Recht zu sprechen, streitlustige oder nachlässige Kinder zur Pflicht anzuhalten, so waren es naturgemäß auch die Stärkeren in der Ansiedlung, welche einerseits bei erforderlichem Schutz nach außen, diesen hauptsächlich leisteten, oder Nachlässige in der Ansiedlung zur Erfüllung ihrer Pflicht, das gemeinsame Interesse zu schützen veranlaßten, andererseits aber auch Unfrieden in der Ansiedlung schlichteten und dafür sorgten, daß jeder in

der Ansiedlung seine Pflicht that. So wurde die Organisation der Familie, wie sie sich nach der Natur des Menschen entwickelt hatte, das natürliche Vorbild der Organisation der Staaten. Beim Zusammenleben der Menschen war es naturgemäß, daß die Aelteren, deren Kräfte durch ihr Alter schwächer geworden waren, bei Angriffen den Schutz der Stärkeren nachsuchten, sowie ferner, daß ihnen solcher Schutz von jenen gewährt wurde, da jene sich vorstellen konnten, daß sie selbst später in eine gleiche Lage kommen würden. Sie versetzten sich in Gedanken in die Lage der Andern. Quid tibi fieri non vis, alteri non feceris (Was du nicht willst, das man dir thu', das thu' auch keinem andern du.) Weil sie ihrer Natur nach im Alter schwächer werden, liegt es in der Natur der denkenden Menschen, einerseits das Alter zu ehren, andererseits Frieden und auf Gegenseitigkeit beruhende Abkommen zu erstreben, da niemand seine Kräfte bis an sein Lebensende behält.

Für eine nur Viehzucht treibende Bevölkerung lag ein Vortheil darin, anstatt sich selbst Futter für den Winter aufzubewahren, sich Getreide für den Winter von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung gegen Vieh einzutauschen; dieser Tausch lag auch im Vortheil der Ackerbau treibenden Bevölkerung, und so entwickelten sich die Uranfänge des Handels.

Bald theilten sich dann auch diese Beschäftigungsweisen: einer trieb ausschließlich Viehzucht, ein anderer Jagd, ein anderer Ackerbau, ein anderer Handel. Auch der Schutz und die Rechtspflege der Vereinigungen wurden nicht von allen, sondern von einem oder einzelnen gehandhabt, und dieser oder diese erhielten dafür von den andern einen entsprechenden Theil der Produkte. — Der Sitz des Schutzes und der Rechtspflege wurde der Centralpunkt der Vereinigung, nicht nur durch das Hinfließen der

Produkte, sondern auch weil der Schutz Gewährende die nöthigen Menschenkräfte aus der Vereinigung zu sich heranzog. Bei Vereinigung mehrerer Ansiedlungen entstand hierdurch in derjenigen, wo sich Schutz und Rechtspflege befand, eine größere Menschenansammlung, eine Stadt, die Haupt- und Residenzstadt. Die Städter unterschieden sich von der Landbevölkerung dadurch, daß sie nicht selbst Lebensmittel producirten, sondern für anderweitige Dienstverrichtungen von der Landbevölkerung einen Theil ihrer Produkte bekamen. Eine Vermehrung der Bewohner der Städte trieb diese durch den erhöhten Bedarf an Nahrungsmitteln dazu, Gegenstände, welche der Landmann brauchte und seither selbst verfertigt hatte, als Ackergeräthschaften, Bekleidungsgegenstände u. s. w. in der Stadt zu verfertigen und bei dem Bauer gegen Lebensmittel einzutauschen — der erste Anfang des Handwerks.

Bei bald eintretender weiterer Vermehrung der Menschenzahl strömte nunmehr diejenige Menge, für welche auf dem Lande nicht genügende Nahrungsmittel vorhanden waren, in die Städte. Hier nahm sie an dem Kampf ums Dasein theil und trieb durch die erhöhte Konkurrenz zum Fortschritt, zu neuen zweckmäßigen Erfindungen, zu weiterer geistiger Entwickelung. Dieser Fortschritt auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiete ermöglichte, daß wieder mehr Menschen, wie vordem, leben oder eine gleiche Anzahl besser leben konnte.

Natürliche Gesetze.

Da wir gesehen haben, daß der Maßstab für Recht und Unrecht ursprünglich in der Natur des Menschen, in den in sein Blut hineingelegten Neigungen und Abneigungen gelegen hat, so drängt sich angesichts der Thatsache, daß die Menschen nach ihren Neigungen häufig unrecht handeln, die Frage auf, ob denn dieser Maßstab ursprünglich ein guter und vollkommen organisirter gewesen sei? Wenn Gott eine vollkommene Kraft

ist, muß auch dieser von ihm geschaffene Maßstab vollkommen funktionirt haben. Er würde fortdauernd vollkommen funktionirt haben, wenn der Mensch nicht selbst einen Willen gehabt hätte; ohne einen Willen hätte der Mensch gezwungen so handeln müssen, wie die Natur es ihm vorschrieb, d. h. nur gut handeln können. Dann würde der Mensch aber kein Selbst, kein eigenes selbstbestimmendes Wesen gewesen sein. Worin hat denn nun der Mensch zuerst nach seinem eigenen gegen den Willen des Unendlichen gehandelt? Der Mensch hatte anfangs naturgemäß nur diejenigen beiden Neigungen, welche auch die Thiere haben, nämlich den Ernährungs- und den Fortpflanzungstrieb. Der Mensch kannte kein Eigenthum, konnte infolgedessen keine Neigung haben, zu stehlen, er hatte keine Veranlassung, zu tödten u. s. w. Er muß also mit einer der beiden animalischen Fähigkeiten nach eigenem Willen gegen den Willen des Schöpfers gehandelt haben. Wie die Natur den Thieren, welche sich selbst überlassen sind, vorschreibt, was und wie viel sie ihrer Natur nach essen dürfen und sie hiernach handeln, so wird auch der gesunde Mensch, wenn der Maßstab der Natur auch bei ihm der richtige war, hiernach gehandelt haben. Es bleibt demnach der Fortpflanzungstrieb. Wenn wir in der Erzählung des ersten Sündenfalls, wie ihn der Vater dem Sohn, die Mutter der Tochter erzählt hatte und wie er schließlich in den Büchern Mose niedergeschrieben wurde, lesen, daß das erste Vergehen gegen Gottes Willen daher kam, daß das Weib der Begierde nicht widerstehen konnte, der Mann nicht dem Weibe, so können wir nicht zweifeln, daß es sich um ein Vergehen hinsichtlich des Fortpflanzungstriebes gehandelt hat. Weiter erhellt dies aus den Folgen des Vergehens. Die Menschen bekamen nicht etwa Magenbeschwerden, Uebelkeit oder dgl. nach dem Genuß

der verbotenen Frucht, sondern sie schämten sich und sie bedeckten sich. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der unendliche Wille dem Menschen den Fortpflanzungstrieb gegeben hat, um sein Geschlecht fortzupflanzen, nicht zum Zweck der Befriedigung seiner Begierde, zur Wollust, und daß er es dem Menschen überlassen hat, hierin handeln zu können, wie er wollte, d. h. entweder seiner thierischen Neigung zu fröhnen oder hierin nach eigenem Willen den Willen des Unendlichen zu befolgen. Die erste Strafe der Natur für das Uebertreten des Willens Gottes erlitt das Weib, sie mußte Schmerzen erdulden beim Gebären. Das, was sie gebar, hatte nicht Fleisch und Blut so, wie sie selbst es ursprünglich von der Natur bekommen hatte, sondern so wie ihr Fleisch und Blut jetzt war, denn es war ein Produkt ihres Bluts. Da die menschlichen Neigungen, wie wir gesehen haben, im Herzen, d. h. im Blut liegen, so vererben sie sich im Blut. Die angeborenen Neigungen werden verändert, d. h. verbessert oder verschlechtert durch eigene Erfahrungen und durch den eigenen Willen. Die Art der angeborenen Triebe und Leidenschaften, der Körperkonstitution und des Bluts der Kinder ist abhängig von derjenigen ihrer Vorfahren. Das Fleisch der Kinder ist dasselbe, wie das der Vorfahren, wir erleiden Schmerzen, welche diesem unserm Fleisch angeboren sind, nicht ungerecht, weil sie Folgen von Sünden eben dieses Fleisches sind. Im Urzustande des Menschen ist es offenbar, daß derjenige, welcher nach den Gesetzen der Natur gelebt hat, gesund gewesen, welcher gegen dieselben gelebt hat, durch Krankheit gestraft worden ist. Krankheiten sind nicht Fehler in der Schöpfung, sondern Strafen für Vergehen der Menschen, respektive im Vererbungsfalle ihrer Eltern oder Vorfahren. Wenn die Natur keine Strafen hätte, würde sie auch keine Gesetze

haben; an den Strafen können wir die Gesetze und Vorschriften der Natur erkennen. Lohn und Strafen, welche die Natur auf Handlungen folgen läßt, erscheinen oberflächlich betrachtet geringfügig, doch ist dies durchaus nicht der Fall. Gewiß ist die Natur gnädig, doch wird, wie wir sehen werden, durch Lohn und Strafe der Natur, so milde sie sind, nicht nur das Leben, Wachsen, Wohlergehen und Sterben der einzelnen Menschen, sondern auch der ganzen Völker bestimmt und bedingt.

Da „Recht handeln" gleichbedeutend ist mit „nach den Gesetzen der Natur handeln", „Unrecht handeln" gleichbedeutend mit „gegen die Vorschrift der Natur handeln", so bedingt eine durch menschliche Handlungen verschlechterte Natur ein verschlechtertes natürliches Rechtsbewußtsein, dagegen eine durch Wahrnehmungen, Erfahrungen und Gedanken vorgeschrittene Kenntniß der Gesetze der Natur ein vorgeschrittenes Bewußtsein dessen, was recht und unrecht ist. Das Rechtsbewußtsein ist daher bei den Menschen verschieden und steht im Verhältniß zum Grade ihres Fortschritts. Von den Kannibalen, welche durch Handeln gegen die Vorschriften der Natur nicht fortgeschritten, sondern im Gegentheil verkommen sind, werden wol nur noch einige fühlen, daß es gegen das Gesetz der Natur und daher nicht recht ist, seine Mitmenschen zu tödten; bei den civilisirten Menschen weiß und fühlt dies jeder, ja es würde sich sein innerstes Gefühl dagegen auflehnen, einen Mitmenschen zu verspeisen. Je mehr die Bildung auf Grundlage der natürlichen Gesetze fortschreitet, um so freier wird das Gefühl des natürlichen Rechts. Z. B. wenn ein feinfühliger Mensch in das Zimmer eines Bekannten tritt und findet eine Schrift, deren Einsicht ihm vortheilhaft sein könnte, auf dem Tische, so wird er, indem er sich unbewußt selbst in die Stelle des Besitzers

der Schrift versetzt, das Gefühl haben, daß es nicht recht sei, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen. Dies Gefühl ist lediglich ein Ausdruck des Bewußtseins, eines natürlichen Gesetzes. Wie wir das Bewußtsein, gegen das Gesetz der Natur gehandelt zu haben oder handeln zu wollen, Gewissen nennen, so nennen wir die Handlung selbst Sünde. Ein Fortschritt des natürlichen Bewußtseins, was recht oder unrecht ist, ist ein Wachsen der moralischen Fähigkeiten. — Die naturgemäßen Folgen rechter Handlungen sind Segen, die naturgemäßen Folgen unrechter Handlungen Fluch. Gleichwie Behagen oder Unbehagen auf körperliche Handlungen folgt, je nachdem sie in Gemäßheit der natürlichen Gesetze sind oder nicht, folgt auf Gedanken oder Handlungen nach Gedanken Segen oder Fluch. —

Wie die Natur in den Menschen die Fähigkeit gelegt hat, sich mittelst seines Denkvermögens fortzubilden, so treibt sie ihn auf der andern Seite auch durch die Beschaffenheit seiner Natur dazu an, diese Fortbildung auszuführen. Da Vergnügen das Vorhandensein einer die Lebenserregung fördernden Bewegung, einer Neigung ist, so muß nach der Natur des Menschen mit dem Aufhören dieser Bewegung, mit der Erfüllung der Neigung das Vergnügen aufhören, und nur fernere Bewegung oder Neigung kann ferneres Vergnügen gewähren. Daher bringt Fortschritt Zufriedenheit; Stillstand gebiert Unzufriedenheit. Glück besteht im Fortschreiten, nicht im Fortgeschrittensein, im Erlangen, nicht im Haben, gleich wie Befriedigung in der Stillung des Hungers, der Neigung zu essen, im Essen besteht; nicht im Sattsein.

Der Zweck des Menschen ist, fortzuschreiten, sich der Vollkommenheit zu nähern; demnach hat das Dasein des Menschen

einen Zweck, während das Dasein der Thiere zwecklos ist, respektive nur den Zweck hat, dem Menschen zu dienen. Die Menschenzahl wächst mehr wie die Menge der vorhandenen Nahrungsmittel, und der Kampf ums Dasein, um Nahrung, zwingt den Menschen stets über neue Kraft nachzusinnen, durch welche er die Erde veranlassen kann, mehr Nahrungsmittel hervorzubringen. So wächst die Kraft der Menschen durch ihr Leben und ihre Arbeit. Wozu ist denn diese unsägliche Arbeit nothwendig, weshalb mag denn die Natur dieses so eingerichtet haben, weshalb hat sie den Menschen nicht gleich mit einem größeren Können und Wissen, einer großen Befähigung geschaffen? — Weil sie dem Menschen einen freien Willen gegeben hat. Diesen muß er erst dem Willen des Unendlichen unterordnen wollen, nur in dem Verhältniß, in welchem er dieses will und dieses thut, wächst seine Kraft, sein Können. Nach den natürlichen Gesetzen der Weltordnung können die Kräfte der Menschen im andern Falle nicht wachsen. Völker, welche ihren Willen dem Willen des Unendlichen nicht untergeordnet haben, lediglich nach ihren thierischen Neigungen handeln, verkommen und haben nicht das Können und die Fähigkeiten solcher Völker, welche mehr nach Gottes Gesetzen leben. Denken wir uns einmal, daß einem unmoralischen, wilden, d. h. ohne Beherrschung lebenden Volksstamm nur etwas größere Fähigkeiten und Kräfte, wie sie heute an der Spitze der Civilisation stehende Menschen besitzen, und welche doch von einem vollkommenen Können unendlich weit entfernt sind, gegeben wären; würde derselbe nicht, wenn er es könnte, mit solchen Kräften den Erdball zertrümmern, unseren Mond in den Mars schleudern? — Dem Menschen, dem freien Willen durfte die Allkraft keine gewaltige Kraft von Natur aus verleihen, nothwendige Vorbedingung für eine solche ist, daß der

menschliche Wille weiß, was er mit solcher Kraft will, daß er dasselbe will, wie die Allkraft.

Gesundheit des Körpers ist die Folge eines Lebens nach den Vorschriften der Natur, Krankheit die Folge eines entgegengesetzten Lebens. Im Kampfe gegeneinander war der gesündere Mensch dem kränklicheren, schwächeren gegenüber überlegen. So wurde im Anfang des Zusammenlebens der Menschen die Stellung des einzelnen seinem Nachbarn gegenüber durch seine Natur dadurch bestimmt, ob er mehr oder weniger nach den Vorschriften der Natur gelebt hatte. Der Gesündere hatte mehr Anrecht auf die Gaben der Erde, eine größere Fähigkeit, dieselben zu erlangen, wie der Verkommene. Von Natur hat ein jeder dasjenige Recht auf die Gaben dieser Erde, welches ihm seiner Natur nach zukommt; so verschieden demnach die Naturen der einzelnen Menschen durch den Lebenswandel ihrer Vorfahren oder eigenen Lebenswandel sind, entsprechend verschieden muß ihr Anrecht auf die irdischen Güter sein. Ebenso wie der einzelne Mensch, je nachdem er mehr gemäß den Vorschriften der Natur lebt, dem andern überlegen ist, so ist auch eine Vereinigung von Menschen, ein Volk einem andern überlegen, wenn es mehr nach den natürlichen Gesetzen lebt. Eine Vereinigung, in welcher Recht, Leben und Eigenthum geschützt, Vergehen, Diebstahl, Mord bestraft werden, wird einer andern Vereinigung überlegen werden, in welcher dieses nicht der Fall ist. Das Gesamtinteresse der Vereinigung erfordert, daß auf ein naturgemäßes Handeln der einzelnen Mitglieder hingewirkt wird. Denselben dürfen die natürlichen Gesetze, welche aus dem Gedanken hervorgehen, durch welchen der Mensch sich selbst in die Stelle seines Nebenmenschen versetzt, hineindenkt, sowie die Erkenntniß, daß Frieden ein zu gedeihlichem Zusammenleben von Menschen

und auf Gegenseitigkeit begründetes Erforderniß ist, nicht verloren gehen.

Die Erkennung der natürlichen Gesetze war naturgemäß verknüpft mit einer Vorstellung oder Ahnung eines Wesens, welches diese Bestimmungen angeordnet habe. Ein Volk stellte sich einen Gott des Guten und einen Gott des Bösen vor; ein anderes Volk einen Gott der Fruchtbarkeit, einen Gott der Kriegskunst, einen Gott der Gelehrsamkeit u. s. w. Theilweise wurden nur die Naturerscheinungen als Eigenschaften einer Gottheit dargelegt: ein Volk stellte sich einen Windgott, ein anderes einen Sonnengott vor. — Wie die Kunst der Menschen soweit vorgeschritten war, wurden dann mit den Sinnen wahrnehmbare Bilder der Gottheiten dargestellt, theils in irgend einer Thiergestalt, theils in Menschengestalt. Wir sehen die verschiedenen Religionen, Religionsformen und Religionsgebräuche, größtentheils orientalischer Phantasie angepaßt, entstehen. Je nachdem die Kenntniß der geistig Vorangeschrittenen eines Volkes von dem, was die Natur vorschrieb, sich entwickelt hatte, je nachdem ihre Auffassung von gut und böse der Wahrheit näher kam, eine reinere war, kam die Religion des Volkes einer hohen, idealen Vorstellung und Erkenntniß des Unendlichen nahe, oder stand auf einer niedrigeren, auf sinnliche Wahrnehmungen oder Neigungen fußenden Stufe. Die natürlichen Gesetze, welche ein Volk in seiner Religionslehre lernte, wurden die Grundlage seines Bewußtseins, was gut oder böse sei, und wirkten so mittelst dieses Bewußtseins, mittelst des Gewissens auf die Handlungen.

In Hinsicht auf seine Nachkommen und indem der Mensch sich selbst in die Lage dieser hineindenkt, darf der Mensch sich nur fortpflanzen, wenn er berechtigt ist, zu erwarten, daß seine

Nachkommen wie er selbst die Möglichkeit haben werden, sich das zum Leben Nothwendige zu erwerben. Die Ausübung des Vermehrungstriebes bei den Thieren ist eine willkürliche, bei den Menschen nicht; die Thiere handeln nur nach animalischer Neigung, der Mensch soll auch nach Gedanken handeln. Sich unbekümmert um das Schicksal seiner Nachkommen vermehren, ist nicht menschlich, sondern thierisch. Es können nur so viele Menschen leben wie die Erde, gemäß der Fähigkeit der Menschen, ihr Nahrungsmittel abzugewinnen, ernähren kann. Die Folge eines größeren Anwachsens der Menschenzahl ist Hunger, Noth, Armuth und Elend. Der englische Nationalökonom Robert Malthus hat das unwiderlegte und unwiderlegliche Bevölkerungsgesetz aufgestellt, daß Noth dadurch entsteht, daß die Bevölkerung mehr wächst, wie die Menge der Existenzmittel, da die in den Menschen gelegte Fähigkeit, sich zu vermehren, größer ist wie seine Fähigkeit, entsprechend mehr Existenzmittel zu gewinnen. Je größer die Fähigkeit eines Landes wird, Unterhaltsmittel zu gewinnen, um so mehr wird sich demnach seine Bevölkerung vermehren können, ohne daß Noth eintritt. Umgekehrt muß in einem Lande, in welchem die Menge der Unterhaltsmittel aus irgend einem Grunde abnimmt, stets auch die Bevölkerung abnehmen, einerlei, wie groß die Zahl der Geburten ist; je mehr die Bevölkerung zu viel anwächst, um so größer wird die Noth, d. h. Krankheit, Armuth und Elend auftreten und die Bevölkerung wieder verkleinern. — Es wird demnach in einer Vereinigung von Menschen, in einem Volke um so besser bestellt sein, je mehr es befähigt ist, Unterhaltsmittel zu beschaffen, um Vermehrung des Volkes in möglichst reichlichem Maßstabe ohne Hervorrufung von Nothständen zu gestatten.

Die wachsende Zahl der Menschen in einem Volke drängte stets gegen die Menge der vorhandenen Existenzmittel. Eine Zunahme dieser war aber nur zu erzielen durch größere und geschicktere Arbeit, d. h. durch wachsende Befähigung, durch Fortschritte. Genügte die durch den Fortschritt hervorgebrachte größere Menge der Lebensmittel nicht, so mußte ein Theil der Menschen im Staate durch Noth verkommen, oder er wanderte aus. Entweder verkam er dann im Kampf gegen andere stärkere Völker, oder er fand oder errang sich andere Länder, welche ihm die Möglichkeit boten, Nahrungsmittel zu erlangen.

Staat, Völker.

Die naturgemäßen Aufgaben einer staatlichen Vereinigung von Menschen, eines Staats sind zweierlei Art, nämlich erstens, seine Mitglieder zu schützen, daß sie möglichst viele Unterhaltsmittel im Kampf ums Dasein erwerben können, um möglichst große Volksvermehrung ohne Hervorrufung von Nothständen zu gestatten; zweitens, dafür zu sorgen, daß sich der Fortschritt im Kampf ums Dasein zum Vortheil, nicht zum Nachtheil der Gesamtheit vollzieht, daß nicht der Fortschritt Einzelner die Fortschreitungsfähigkeit der Gesamtheit verkleinert oder aufhebt. Die Stärke des einzelnen Stärkeren in der Gemeinschaft ist heilsam, so lange sie zum eigenen Nutzen und zur Mehrung des allgemeinen Nutzens verwandt wird; schädlich, sobald sie sich im Kampf ums Dasein nicht nur gegen den Einzelnen, sondern gegen das Gesamtwohl richtet. Dieses ist der Fall, sobald sie durch den eigenen Fortschritt den Fortschritt der Gesamtheit hemmt. Die Lösung dieser Aufgaben kann im direkten Gegensatz zu einander stehende Forderungen erzeugen; was der Erhaltung der Einzelnen frommt, ist nicht immer mit Erhaltung des Volkes übereinstimmend. Die Interessen der Einzelnen werden zweifelsohne am besten durch das Volk selbst, durch von dem Volk erwählte Vertreter

gewahrt. Die Kraft des Volkes als solches, die Macht des Staates wird am besten in einer thatkräftigen Monarchie gewahrt; das Interesse des Monarchen ist naturgemäß die Kräftigung der Nation; je mächtiger die Nation ist, um so mächtiger ist der Monarch. Während das Volk nur nach möglichster Vermehrung der Unterhaltsmittel drängt, drängt der Monarch nach gesunder Weiterentwickelung und Erhaltung der Macht der Nation.

Bei dem durch Vergehen gegen die Naturgesetze verschlechterten natürlichen Rechtsbewußtsein der Menschen sahen sich die Staaten gezwungen, auf Grundlage ihrer jeweiligen vorgeschrittenen Kenntniß der natürlichen Gesetze, Staatsgesetze zu erlassen, nach welchen Vergehen der Menschen bestraft wurden. Staatsgesetze können nur staaterhaltend wirken, wenn sie auf den natürlichen Gesetzen fußen, müssen aber bewirken, daß der Staat verfällt, wenn sie den natürlichen Gesetzen entgegen wirken. Wenn z. B. ein Staat ein Gesetz erlassen würde, durch welches er seine Mitglieder zu Diebstahl oder zum Hungern zwingen würde, so würde ein solcher Staat, ein solches Volk natürlich verfallen müssen. Das nothwendige Fußen der Staatsgesetze auf den natürlichen Gesetzen ist von dem englischen Philosophen Thomas Hobbes nachgewiesen in seinen Elements of law (1650), deren Zusammenstellung und Wiederherausgabe wir Dr. F. Tönnies, Husum, zu danken haben. Die Staatsgesetze wirken durch die vorgesehenen Strafen auf die Handlungen der Menschen, nicht auf das natürliche Rechtsbewußtsein, das Gewissen. Auf das Gewissen wirkt nur der Glaube, die Staatsgesetze nur, insofern der einzelne Mensch dieselben als mit den natürlichen Gesetzen Gottes übereinstimmend, aus denselben hervorgegangen, erkennt. Staatsgesetze, — mag eine Nation auch noch so viele derselben haben — können niemals

das natürliche Rechtsbewußtsein ganz ersetzen oder unnöthig machen. — Zum Beispiel: es ist ein natürliches und durch den nothwendigen Frieden, durch das Zusammenleben der Menschen bedingtes Gesetz, daß niemand einem Andern das, was demselben gehört oder zukommt, vorenthält; ferner kommt bei der Theilung der menschlichen Arbeit demjenigen, der den Schutz dieser Arbeit übernimmt, der Regierung, eine Quote des Erwerbs der einzelnen Mitglieder des Volks zu. Wer dieses erkennt, dem würde, falls er dem Staate eine ihm zukommende Steuer entziehen würde, sein Gewissen sagen, daß dieses Unrecht sei; derjenige, welchem die Erkenntniß der natürlichen Berechtigung der Steuer fehlt, würde nur Furcht vor den Strafgesetzen, aber kein böses Gewissen haben.

So verschieden, wie die einzelnen Menschen lebten und waren, je nachdem sie mehr oder weniger nach den Vorschriften der Natur gelebt hatten, so verschieden lebten und waren die Vereinigungen von Menschen: Staaten und Völker. Das eine Volk lebte natürlich, schritt natürlich fort, das andere lebte unnatürlich, ging zurück, nahm seiner Natur nach eine untergeordnete Stellung unter den Völkern, unter den Menschenrassen ein. Das fortgeschrittene Volk bezwang dann das untergeordnete und zwang es, ihm selbst zu dienen.

Nicht immer wurde die Gewalt der Stärkeren, die gewachsene Macht der Regierungen, nur zum Schutze und im Interesse des Staates oder der Mitglieder des Volkes verwandt. Das Vorhandensein der Macht und Kraft ermöglichte und verleitete zu unrechtmäßigem und unrichtigem Gebrauch derselben. Es entstand Tyrannei und Despotismus und knechtete die Unterthanen, bis das natürliche Bewußtsein dieser sich aufraffte und gegen das Unrechtmäßige Front machte.

Je größer die Völker wurden, um so schwieriger war es, daß alle Mitglieder dieser größeren Masse naturgemäß lebten; je komplicirter der Staatsorganismus wurde, um so schwieriger war eine naturgemäße Entwickelung aufrecht zu erhalten, zu erkennen, was naturgemäß, was recht oder unrecht sei. — Der Kampf ums Dasein, die Konkurrenz, hat die Tendenz, die Menschen direkt zur Fortentwickelung ihrer Fähigkeiten, ihrer Kräfte anzutreiben, aber nicht zu richtiger Fortentwickelung ihrer Begriffe von Recht oder Unrecht. Die richtige Erkenntniß von Recht und Unrecht entwickelt sich nur nach freiem Willen, gemäß des Glaubens, der Religion. Sobald die religiöse Erkenntniß nicht mit den übrigen Fähigkeiten fortschreitet, dem Willen und den Handlungen nicht die Richtung zu weiterer Aufwärtsbewegung zeigt, gehen diese unbekümmert um diese Richtung weiter, und je weiter sie sich von derselben entfernen, umsomehr geht ihnen naturgemäß auch der alte Glaube verloren. Wir sehen, daß alle Völker nur auf Grundlage einer reineren Religionslehre und des hierdurch bedingten richtigeren Lebenswandels sich über ihre Nachbarvölker erheben, daß ihre Fähigkeiten und Kenntnisse mehr wie die jener wachsen. Sobald in dem fortgeschrittenen Volke die Fortgeschrittensten der Glaube und der durch denselben bedingte Wille nicht weiter zu naturgemäßem richtigem Fortschritt antreiben kann, wirkt ihre durch den Fortschritt erworbene Stärke zum Schaden, anstatt zum Nutzen der Gesamtheit weiter. Einestheils hört infolge des durch die Ueberlegenheit der Geisteskraft erworbenen Reichthums an Gütern und Werthobjekten, der Zwang zur Arbeit auf, welchen seither die Nothwendigkeit Nahrungsmittel zu erwerben, ausgeübt hatte. Sie sollen dann nach ihrem freien Willen arbeiten, und hierzu g e h ö r t eben Wille und Glaube. Wenn diese fehlen, arbeiten sie nicht weiter, und dieses

ist das erste Unnatürliche, woraus weiter Unnatürliches entsteht. Mit dem Aufhören der Arbeit geht in der Regel auch die Moral nach und nach zurück. — Anderntheils aber zwingen die Fortgeschritteneren, indem sie die zur Nutzbarmachung ihrer Güter und Werthobjekte erforderliche Arbeit durch Andere verrichten lassen, diese nach und nach in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß hinein, nehmen ihnen mehr und mehr ihre Selbstständigkeit. Mit dem Schwinden der Selbstständigkeit und des Individualismus schwindet aber auch die weitere Fortschreitungs- und Entwickelungsfähigkeit. Durch ihre Arbeit für Andere wird ihr eigener Wille nicht mehr dazu gezwungen, sich zu entwickeln, fortzuschreiten, da der unselbstständige Mensch nicht mehr das thut, was er will, nicht selbst für sich weiter denkt, sondern einen Andern für sich denken läßt. Es schreitet dann anstatt Vieler anfänglich nur der Eine, welcher denkt, fort, und dieser Eine oder seine Nachfolger schreiten nachher, sei es aus Ueberfluß, sei es, weil alsdann keine Konkurrenz mehr da ist, auch nicht mehr fort. Es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich kommt. Wenn der einzelne Mensch nicht mehr nach den Gesetzen der Natur lebt und fortschreitet, wozu Reichthum an sich die Hand bietet, so verkommt er. Ebenso wenn ein Volk nicht mehr nach den Gesetzen der Natur lebt und fortschreitet, wozu auch dieses der Reichthum an sich verleitet, so verfällt dasselbe.

Die Geschichte der Völker zeigt uns, daß der Fortschritt des Menschengeschlechts nicht in ununterbrochen aufsteigender Linie stattgefunden hat, sondern daß Völker auf Grundlage relativ hoher und richtiger Auffassung der Gesetze der Natur und nach dieser Auffassung bestimmter Staatsgesetze, weit voranschreiten, daß dann aber infolge des durch den Fortschritt erworbenen Reichthums und des Nichtverstehens und Nichtbefolgens

der Gesetze der Natur unter den veränderten Verhältnissen kein weiterer Fortschritt mehr stattfindet, sondern die Nationen wieder verfallen, um andern noch natürlich lebenden Völkern ihren Platz zu überlassen. Diese machen sich dann die Kenntnisse des sinkenden Volkes, so weit sie können, zu Nutzen und schreiten weiter fort. — Wir wissen, daß die Babylonier bereits eine hohe Kulturstufe erreichten, geistig, wissenschaftlich ihren Nachbarvölkern weit vorangeschritten, die errungene Stellung aber nicht zu behaupten vermochten und wieder verfielen. Sie verstanden sich nicht mehr untereinander. Wir sehen dann andere große orientalische Völkerschaften aufsteigen und wieder verfallen. Dann entwickelten sich die Aegypter zu hoher, wissenschaftlicher, künstlerischer und wirthschaftlicher Blüthe. Mit dem gewachsenen Reichthum verstanden sie aber nicht, ihre Stelle an der Spitze der Civilisation zu behaupten; sie verfielen wieder, nicht durch andere Völker gezwungen, sondern in sich. Dann traten die Griechen an die Spitze der Völker; der Sitz von Wissenschaft und Kunst war Athen. Dann entwickelten sich die Römer. Die Römer waren in Kriegskunst und staatlicher Organisirung, in Kunst und Wissenschaft allen andern Völkern weit vorangeschritten. Ihre vorgeschrittene Fähigkeit hatte ihnen die ganze bekannte Welt unterworfen. Der von allen Seiten der Erde nach Rom fließende Reichthum wirkte aber auf die Sitten und Lebensgebräuche der Römer, sie beachteten und erkannten die verderblichen Einflüsse des Reichthums und die nothwendigen Folgen eines Lebens gegen die Vorschriften der Natur nicht. Der reiche Römer suchte darin Fortschritt und Glück, daß er seinen Sinnen mir den ihm zu Gebote stehenden Mitteln unnatürliche Reize verschaffte. Ein Genuß gebar den andern. Was ihm heute gut schien, mußte morgen übertroffen werden,

einerlei auf welche Weise, um neuen Reiz gewähren zu können. Die Mahlzeiten wurden so raffinirt üppig, daß keiner der heute lebenden Menschen, sei er Franzose oder Deutscher, sich von solchen Schwelgereien annähernd einen Begriff machen kann. Nicht nur Reize des Gaumens verschafften sich die Römer; Reize aller erdenklichen Art hielten mit denselben gleichen Schritt und wurden ebenfalls nach und nach gesteigert, völlig unbekümmert um jede Moral. Die einfache kindliche Religion ihrer Vorväter mußte den Römern bei diesem ihren Lebenswandel kindisch erscheinen. Auch auf die Landbevölkerung Italiens erstreckte sich der verderbliche Einfluß der reichen Römer. Sie gingen im Sommer in mit allem Luxus Roms ausgestattete Badeörter, zeigten der Landbevölkernng, wie man in Rom lebte und bewirkten, daß das Geld, welches sie mit vollen Händen in den Badeplätzen an die Landbewohner verausgabten, auch von diesen in verderblicher Weise angewandt wurde. Andererseits verhinderte der reiche Römer dadurch, daß er mit seinem Gelde das Land Italiens hypothekarisch belehnte, die Landbevölkerung von sich abhängig machte, die Landbesitze an sich brachte, eine gesunde und natürliche Entwickelung des Bauernstandes. Ein weiterer Fortschritt war, wo auch eine Zufuhr gesunden Blutes vom Lande aufhörte, nunmehr unmöglich. Das römische Reich mußte, wie die orientalischen Völker, wieder zerfallen. Nicht die germanischen Volksstämme sind die Ursache des Zerfalls Roms, sondern in Rom selbst lag der Grund. Nicht die Germanen, sondern die Römer haben sich selbst vernichtet. Wo sind alle die völkerreichen Städte Italiens geblieben? Syrakus soll eine Stadt von zwei Millionen Einwohnern gewesen sein. Der Umfang der Ueberreste der Bauten bestätigt uns dies. Die Art der Ruinen zeigt uns, daß die Stadt öffentliche

Gebäude gehabt hat, Paläste in der Stadt, Etagenhäuser, Wohnungen für Gewerbetreibende eingerichtet, prachtvolle vorstädtische Villen u. s. w. besessen hat, theilweise herrlicher, wie sie die heutigen großen Weltstädte besitzen. — Alle diese üppigen, stolzen Bauten mit ihren zahlreichen Einwohnern sind wie vom Erdboden verschwunden.

Eine ganz eigenartige und allein dastehende Erscheinung im Völkerleben sind die Juden; die Juden sind Nachkommen derjenigen Menschen, denen die Offenbarung Gottes in der Schöpfungsgeschichte nicht verloren gegangen war, die sich den Glauben an den alleinigen geistigen Gott am reinsten erhalten hatten. Im Blut, im Charakter der Juden bilden sich nach ihrer richtigeren Vorstellung von der Allkraft Gottes Eigenschaften aus, als starker Wille, Fleiß, Beharrlichkeit u. s. w., welche sie vor dem Verfall schützen, welche verhindern, daß sie unter anderen Völkern untergehen. Jedoch ging den Juden die lebendige Erkenntniß des lebendigen Gottes verloren; sie hielten sich an den Buchstaben der Ueberlieferung, nahmen den todten Buchstaben des Gesetzes für das lebendige Gesetz selbst. Deshalb konnte das Volk der Juden nicht durch freie Auffassung an die Spitze der Völker treten, nicht Träger der Civilisation unter den Völkern werden. Wie Gott als Mensch unter ihnen lebte, konnten sie seine, die lebendige Lehre nicht begreifen, sie erkannten das Wort Gottes nicht, weil es anders war, wie der todte Buchstabe, den sie nach der Ueberlieferung und nach der Auslegung ihrer Geistlichen für das Wort Gottes, für das wirklich Wahre und Heilige, für das Wesen der Religion anzusehen gewohnt waren. Christus sagte ihnen: „Ich sage euch, so ihr an den Satzungen eurer Schriftgelehrten haltet und nicht wieder werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmel-

reich kommen. Ich bin keineswegs gekommen, die Gesetze Gottes aufzulösen, sondern gerade dahin zu wirken, daß sie erfüllt werden." Weil ihre Auffassung von Gott, ihr Gott aber anders war, antworteten sie auf die Worte Christi: „Das ist ja Gotteslästerung, der lästert ja Gott, kreuzigt ihn!" — Ohne die Erklärung des Entstehens des Volks der Juden, wie sie uns in ihrer Geschichte durch die Bibel überliefert ist, würden wir uns das Vorhandensein der Juden überhaupt nicht erklären können. Umgekehrt ist aber auch das Vorhandensein der Juden ein lebender Beweis der geschichtlichen Ueberlieferungen.

Die christliche Lehre wird alsdann einem rohen, uncivilisirten Menschenstamme, einem Naturvolk, den Germanen, gebracht. Sie nehmen dieselbe an, entwickeln sich theilweise auf Grundlage der in derselben enthaltenen Moral und erlangen den höchsten Platz unter den Völkern. Sie werden die Träger der Civilisation unter den Menschen, schreiten weiter fort, wie vorher irgend ein Volk fortgeschritten war.

Naturgemäßes Leben.

Das erste Erforderniß eines natürlichen Lebens ist Pflege des Körpers und Ausbildung der dem Körper von Natur verliehenen Befähigungen. Nur auf Grundlage eines gesunden Körpers kann sich ein gesunder Geist entwickeln. Wir wissen von den alten Griechen und Römern, daß sie schon zur Zeit des Beginns ihrer Blüthe großen Werth auf körperliche Pflege und körperliche Uebungen legten. Sie spielten und turnten gemeinschaftlich im Freien. Sie errichteten große, praktisch eingerichtete Volksbadehäuser, mit denen gleichzeitig große Spielplätze verbunden waren. Bei ihren nationalen Spielen feierten die gebildeten Griechen körperliche Gewandtheit und Kraft ebenso wie hervorragende geistige Befähigung. Das Emporblühen der griechischen und römischen Kultur mag nicht zum kleinen Theil

der Kraft und Energie zuzuschreiben sein, welche sie aus ihren Spielen und körperlichen Uebungen schöpften. Je vielfältiger die Anforderungen sind, welche das Leben an den Menschen stellt, um so nothwendiger ist Pflege und Bildung des Körpers. Gleichwie der Körper nach einer Anstrengung der Stärkung bedarf, welche er durch leibliche Nahrung erhält, und wenn er dieselbe nicht oder in ungenügenden Maße erhält, krank wird, so bedürfen die Nerven nach einer Anstrengung, nach starker sensitiver Bewegung der Stärkung, welche sie durch gesunde freie Bewegung in frischer Luft erhalten; bekommen sie dieselbe nicht oder in ungenügendem Maße, so werden sie schwach, krank. Weil sie ihren Nerven die naturgemäße Stärkung und Wiederbelebung vorenthalten, haben wir so viele nervenschwache, nervenkranke, nervöse Menschen. „Rembrandt als Erzieher“ sagt, daß, wenn es in Deutschland statt der etwa 50 000 Schankhäuser ebensoviele öffentliche Volks- und Badehäuser gebe, es um das Wohl der Nation ein Erhebliches besser aussehen würde. Turnen in den Schulen ist mehr zu pflegen. Ball-, Kugel-, Ring- und andere derartige Spiele im Freien, an welchen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich theilnehmen, müssen viel mehr eingeführt werden. Es ist segensreich, daß Wohnungen oder gar Fabriken, in denen viele Menschen beschäftigt sind, hinsichtlich gesunder Luft und guter Ventilation staatlicherseits beaufsichtigt werden. Für gesunde Luft in den Städten ist so viel, wie thunlich, zu sorgen. Fabriken und andere die Luft ungünstig beeinflussende industrielle Anlagen brauchen nicht an allen Seiten der Stadt, sondern müssen, soviel wie angänglich, in einem Stadttheil für sich, und zwar an der der vorherrschenden Windrichtung entgegengesetzten Seite der Stadt, errichtet werden. Zu empfehlen ist Anlage freier, bepflanzter Plätze

inmitten der Städte, wie solches in England, wo die Industrie sich zuerst stark entwickelte, schon lange durch Anlage der sogenannten Squares geschehen ist, in den holländischen Städten durch Anlage der sogenannten Bosketts. New York hat seinen großen Centralpark, auf dessen großen Grasflächen täglich Spiele aufgeführt werden, auf dessen Teichen und Kanälen die Jugend rudert, auf dessen Wegen reges Leben zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde herrscht. Die Römer führten kostspielige Bauten auf, um die Bevölkerung der Städte mit reinem Wasser aus den Gebirgen zu versorgen. Segensreich ist, daß die Lebensmittel, welche dem Publikum verkauft werden, behördlicherseits hinsichtlich ihrer Gesundheitsschädlichkeit kontrollirt werden, resp. dahinzielende Gesetze existiren u. s. w.

In seinem trefflichen Buche: „Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen", führt Georg Hansen, München, aus, daß fortwährend ein Zuzug des durch die Volksvermehrung entstehenden Ueberschusses der Landbevölkerung in die Städte stattfindet. Da die Größe des Landes und die aus demselben zu erzielenden Unterhaltsmittel sich nicht analog der Zunahme der Bevölkerung vermehren lassen, kann das Zuviel der Landbevölkerung sich dort keinen Lebensunterhalt schaffen, wandert deshalb in die Städte und nimmt hier an dem freien Kampf ums Dasein theil. Es kämpft der Sohn des Bauern mit dem Sohn des Städters. Wie wir gesehen haben, daß jemand, welcher nach den natürlichen Gesetzen, nach den Vorschriften der Natur gelebt hat, demjenigen, welcher weniger nach denselben gelebt hat, überlegen ist, so sehen wir hier wieder, daß die Söhne der Bauern den Söhnen der Städter gegenüber in den meisten Fällen den Sieg behaupten. Die Bevölkerung der größeren Städte

Deutschlands besteht nach zahlreichen statistischen Aufstellungen nur zu ungefähr 30—60 Procent aus in der Stadt selbst Geborenen, zu 70—40 Procent aus von auswärts Zugezogenen. Die Kinder der Zugezogenen sind mit unter den Ortsgeborenen aufgenommen. Das Verhältniß stellt sich demnach noch mehr zu Gunsten der Zugezogenen, wenn nur die über 15 Jahre alte Bevölkerung in Betracht gezogen wird; z. B. bestand gemäß der Volkszählung vom 1. Dezember 1875 die über 15 Jahre alte Bevölkerung Leipzigs aus ca. 24 Procent Ortsgeborenen und ca. 76 Procent Zugezogenen. Die Zugezogenen bewirken im Kampf ums Dasein ein höheres geistiges Niveau, als wie solches ohne ihren Zuzug da sein würde, sie verstärken die Konkurrenz, sie fördern den Fortschritt. — Wenn der Zuzug vom Lande durch Vernichtung des gesunden und selbstständigen Bauernstandes aufhören würde, oder wenn den Zugezogenen in den Städten durch Gesetze oder Verhältnisse das Aufkommen im Konkurrenzkampfe unmöglich gemacht würde, so würde der, wie wir gesehen haben, im Durchschnitt schwächste Theil der Bevölkerung, die Städter, das Feld ohne diese Konkurrenz behaupten und dadurch das geistige Niveau der Gesamtbevölkerung ein niedrigeres werden. Eine möglichst kräftige und gesunde Bauernbevölkerung ist durch ihre Entwickelungsfähigkeit eine Hauptstütze der Nation; mit diesem gesunden Kern kann eine Nation nicht absterben.

Der Grund für die größere Fortschrittsbefähigung der Landbevölkerung liegt darin, daß sie natürlicher, mehr nach den Vorschriften der Natur lebt. Hansen führt aus: Der selbstständige Landwirth kann nicht, wie der städtische Gewerbtreibende oder Arbeiter sagen, ich habe so und so viele Stunden gearbeitet, dafür kann ich jetzt einen so und so hohen Lohn erwarten. Er kann nur sagen, ich habe gepflügt und gesäet, ich

habe gethan, was in meinen Kräften stand; ob mir dafür ein Lohn zu theil wird, ob er reich oder karg ausfällt, das steht in der Hand Gottes. Er arbeitet nicht in der bestimmten Erwartung, sondern nur in der Hoffnung auf Lohn. Daher findet man auf dem Lande viel häufiger das Arbeiten aus bloßem Pflichtgefühl, das Vertrauen auf den Segen Gottes, viel seltener das trotzige Selbstvertrauen, das Pochen auf die eigene Kraft. Darum ist auch der Bauer, sich selbst überlassen, fromm, ohne bigott zu sein. Sodann herrscht trotz der Gleichartigkeit der Beschäftigung unter den Bauern keine Konkurrenz; des Einen Gewinn ist nicht des Andern Verlust, sondern wenn dem Einen viel zu theil wird, so ist das wahrscheinlich auch bei dem Andern der Fall. Sie können daher ihre Arbeiten mit größter Offenheit betreiben, sich auch über wirthschaftliche Fragen ohne Zurückhaltung aussprechen. Es ist klar, daß ein Kind, welches in solcher Umgebung aufwächst, vieles vor dem Stadtkind voraus hat. Ferner hat es statt der vier Wände der Kinderstube Wald und Feld, ihm brauchen nicht Spielwaarenkasten und Bilderbücher einen verkümmerten Begriff von lebendigen Geschöpfen zu geben. Was es hört und sieht, sind Dinge, die gerade zu dem Begriff des Kindes in lauter Sprache reden, die immerfort zu Gedanken auffordern. Das Landkind schöpft aus dem ewigen Born der Natur, es lernt durch eigene Anschauung, während das Stadtkind sich mit elenden Surrogaten begnügen muß. Dazu kommt das Leben im Dorfe. Die Einwohnerzahl ist nicht so groß, daß nicht jeder alle Dorfgenossen kennen könnte. Und nicht bloß oberflächlich, sondern durch häufige Berührung in den verschiedensten Beziehungen, in Freude und Trauer, in Liebe und Haß. Wer aber hundert Menschen gründlich kennt, der kennt die Menschen überhaupt. Das Stadtkind dagegen sieht zwar in einer Stunde

vielleicht mehr Menschen, als das Dorfkind im ganzen Jahr. Aber was sieht es von ihnen? Eilig und gleichgültig hastet alles aneinander vorüber, ohne daß einer sich um den Andern kümmert. Selbst die Altersgenossen treffen sich nur in der Schule. Im übrigen ist das Kind ganz auf die eigene Familie beschränkt. Am Sonntag wird vielleicht mit Vater und Mutter ein Spaziergang ins Freie gemacht. Fein ehrbarlich wird auf gebahnten Wegen dahergeschritten, wie es sich für gebildete Leute geziemt. Was nun die Bildungsmittel, welche der Stadt im Gegensatz zum Lande zu Gebote stehen, als Theater, Koncerte, Museen und Institute für bildende Künste betrifft, so ist eine frühe Bekanntschaft mit diesen Dingen gerade sehr bedenklich, die Vorstellungen prägen sich dem jugendlichen Gedächtniß ein, aber da die Erkenntniß noch fehlt, sind es Vorstellungen ohne Inhalt und bleiben es oft fürs ganze Leben. Werden die Betreffenden später genöthigt, näher auf die Vorstellungen einzugehen, sind sie oft erstaunt, daß ihnen so spät der Sinn aufgegangen ist. So gewinnen diejenigen, die zu früh mit den Werken der Kunst und Litteratur bekannt gemacht wurden, diesen gegenüber selten einen objektiven, individuellen Standpunkt. Sie kommen nicht zur weiten, natürlichen, individuellen Anschauung, weil zu der Zeit, wo das nöthige Verständniß vorhanden wäre, die Formen für sie bereits etwas allgewohntes sind. In Ermangelung des eigenen, machen sie dann das Urtheil anderer aus Büchern oder Zeitungen zu dem ihrigen. Ein Handwerker, gefragt, weshalb er Lehrlinge vom Lande nehme, ob denn in der Stadt Mangel an jungen Leuten wäre, antwortete: „Mangel? Im Gegentheil, für jede frei werdende Stelle finden sich zehn Bewerber aus der Stadt. Ich habe es auch schon mit ihnen versucht, habe aber schlechte Erfahrungen gemacht; zuerst meint man wunder was an ihnen

zu haben. Sie sind anstellig, gewandt und von schneller Auffassung. Aber es steckt keine nachhaltige Kraft, kein Kern in ihnen. Man muß ihnen fortwährend auf die Finger sehen, sonst wird gefaulenzt oder dummes Zeug getrieben. Je schwieriger die Aufgaben werden, desto mehr erlahmt die Kraft, desto mehr schwindet die Freude an der Arbeit. So kommt es, daß sie von den Landjungen, die sich anfangs oft recht tölpelhaft anstellen, bald überflügelt werden. Das Resultat ist, daß die aus der ländlichen Bevölkerung hervorgegangenen Handwerker und Kaufleute sich häufig durch Talent und Fleiß zu mächtigen Industriellen und selbstständigen Kaufleuten emporarbeiten, während die aus der Stadt stammenden in großen Scharen das Proletariat vermehren." Wir haben gesehen, daß die Ueberlegenheit des Durchschnitts der Landbevölkerung gegenüber der Stadtbevölkerung ihren Grund in naturgemäßerem Leben hat. Wenn dieser Grund nun fortfällt, d. h. wenn die Stadtbevölkerung ebenso naturgemäß leben würde, so würde sie natürlich auch ebenso fortschreitungsfähig werden. G. Hansen kommt zu dem Schlusse, daß die ländliche Bevölkerung der alleinige Boden sei, welcher die Möglichkeit zur naturgemäßen Weiterentwickelung einer Nation biete. Diese seine Ansicht kann ich nicht theilen. Auch die städtische Bevölkerung kann dauernd weiter entwickelungsfähig sein, dauernd sich gesundes Blut erhalten, aus sich selbst fortschreitungsfähige Konkurrenz gebären, wenn sie nach den Vorschriften der Natur lebt und ihr ein natürliches Leben ermöglicht werden kann. In der That nehmen diejenigen wenigen Städter, welche anders wie die Mehrzahl, natürlicher erzogen worden sind, den Kampf gegen die eindringende Landbevölkerung siegreich auf, ja mit Hülfe der Vorzüge, welche ihnen die Verbindungen und die Erfahrungen der Eltern bieten,

erringen sie theilweise hohe Stellungen. Diese sind es, welche die alten hochstehenden Handels- und Industriehäuser schaffen, welche oft verschiedene Generationen hindurch erhalten werden. Allerdings ist solches bei unserem heutigen unnatürlichen Leben nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Der junge Sohn des Städters glaubt während der Ballsaison wöchentlich eine oder zwei Nächte hindurch tanzen zu müssen, seine Freunde machen es ja alle so; der Sohn vom Lande macht vielleicht bei der einen oder andern bekannten Familie als besonderes Fest hin und wieder einen Ball mit. Regelmäßiges Vergnügen hört auf Vergnügen zu sein, ist nicht nach der Vorschrift der Natur und führt zur Blasirtheit. Es ließen sich viele unnatürliche Lebensverhältnisse der Städter weiter aufführen und ist nicht zu verkennen, daß bei unseren gewohnten Anschauungen ungeheuer viel dazu gehört, dem Städter die Vortheile der natürlichen Lebensweise der Landbevölkerung von Kind auf an zu verschaffen und zu erhalten. Wo die Krankheit am größten, ist der Arzt am nöthigsten.

Bildung, Freiheit und Gleichheit.

Eine fortgeschrittenere, gebildetere Bevölkerung ist befähigter, Unterhaltsmittel zu erwerben, als wie eine ungebildetere. Uncivilisirtere Länder sind naturgemäß nicht so bevölkert, wie die civilisirten, oder der Durchschnitt der Bevölkerung uncivilisirter Länder lebt schlechter, wie die Einwohner civilisirter Länder. Wenn Deutschland und Frankreich noch auf der Kulturstufe der alten Germanen und Gallier stehen würden, würden sie nicht so bevölkert wie heute sein können. In China, welches heute nicht auf so hoher Kulturstufe steht, wie die civilisirten Länder Europas, lebt die Bevölkerung um so schlechter und herrschen um so größere Nothstände. Der Durchschnitt unserer Arbeiterbevölkerung lebt viel besser, wie die wilden Urvölker, z. B. die

heutigen Buschmänner Australiens, die Lappländer u. s. w.; ja ein ordentlicher, fleißiger und einigermaßen fähiger Arbeiter lebt heute luxuriöser und besser, wie in der ältesten Zeit ein König, wenn wir uns solchen etwa wie einen heutigen König eines Negerstammes in Afrika vorstellen, welcher bei großen Mühen und Sorgen, die ihm durch Streitigkeiten fortwährend bereitet werden, sich kaum die allereinfachsten Lebensgenüsse, als gute Wohnung, Kleidung u. s. w. verschaffen kann. —

Bildung ist die naturgemäße Fortbildung der natürlichen menschlichen Befähigungen in körperlicher, geistiger und moralischer Beziehung. Diese drei bedingen ein richtiges Verhältniß zu einander. Ein Mensch, welcher seine Gedankenkraft fortbildet auf Kosten seines Körpers, schreitet als Mensch nicht fort, sondern zurück. Ein Gelehrter, welcher bei einseitiger Dressur des Geistes seine gesunden menschlichen Fähigkeiten verliert, welcher verlernt, auf sensitive Eindrücke nach Erfahrung und Erinnerung gesunde Schlüsse zu ziehen, ist ein unnatürliches Wesen, steht als Mensch auf keiner hohen Stufe. Nicht zum kleinen Theil Schuld an den heutigen socialen Nothständen ist es, daß körperliche und moralische Bildung nicht mit der wissenschaftlichen Bildung gleichen Schritt gehalten haben; daher kommt denn die berechtigte Klage über so viele halbgebildete Leute. Halbgebildet heißt nicht, in irgend einer Wissenschaft nur halb gebildet sein, denn wer ist in irgend einer Wissenschaft ganz gebildet? Dies ist selbst derjenige nicht, welcher von allen Menschen am weitesten in der betreffenden Wissenschaft fortgeschritten ist, denn unser menschliches Wissen, unsere menschliche Bildung wird nie eine ganze, eine vollkommene, gelangt nie zu einem Ende. Bildung ist nicht das Vollendete, Abgeschlossene, nicht die Vollkommenheit, sondern die Vervollkommnung in körperlicher, geistiger und

sittlicher Beziehung. Unter halbgebildet kann nur zu verstehen sein, einseitig entweder in körperlicher, oder in geistiger oder in moralischer Richtung, nicht aber harmonisch in allen dreien gebildet sein. Jemand, welcher keineswegs auf hoher Bildungsstufe steht, aber körperlich, geistig und moralisch harmonisch gebildet ist, kann nie als halbgebildet bezeichnet werden, wol dagegen Jemand, welcher zwar auf sehr hoher geistiger Bildungsstufe steht, aber körperlich und moralisch roh ist.

Wenn nun alle Menschen so gebildet würden, daß sie sich für bessere Beschäftigungen als die rein körperliche Arbeit eignen würden, wer sollte alsdann diese thun? Erstens erfordern die Erwerbsweisen, je mehr die Wissenschaft fortschreitet, und je mehr neue Erfindungen zu billigerer Produktion von Unterhaltsmitteln gemacht werden, um so weniger nur körperliche Arbeitskräfte. Mit einer Dampfmaschine selbstständig zn arbeiten, erfordert größere Bildung, als wie einen Dreschflegel zu schwingen. Ein Bauer nach alter einfacher Methode kann gegen seine Berufsgenossen nicht ankommen, welche sich bei Düngung und Verwendung ihres Landes, bei Fütterung ihres Viehs, bei Verarbeitung ihrer Ernte die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft nutzbar gemacht haben. Ein hervorragender Kaufmann des vorigen Jahrhunderts würde, wenn er heute leben und auf derselben Bildungsstufe stehen würde, sehr bald zu Grunde gehen u. s. w. — Zweitens werden immer einzelne Menschen beim allgemeinen Fortschritt zurückbleiben und sich nur für körperliche Arbeit eignen. Außerdem werden sich aus Staaten, deren Bevölkerung in der Civilisation niedriger steht, aus zurückgegangenen Menschenrassen Arbeitskräfte für die rohe Arbeit stets dort einstellen, wo eine civilisirtere Bevölkerung ihnen die Möglichkeit gewährt, hiermit ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Bildung macht frei. Frei ist der Mensch, wenn er aus eigenem Antriebe nach den natürlichen Gesetzen handelt; unfrei, wenn er hierzu des Zwanges durch andere Menschen bedarf. Wenn ein Pferd in Freiheit, wo es geboren ist, dahin jagt, die Beine so setzt, wie die Natur es ihm vorschreibt, nennen wir es frei; wenn es dieses nur infolge Zwanges des Menschen thut, nennen wir es unfrei. Freiheit ist nicht, wenn jeder thun kann und thut, was er nicht thun soll, sondern wenn jeder ohne Zwang seiner eigenen Natur nach thut, was er soll. Bildung führt zur Freiheit und ist nur richtig, wenn sie dies thut. Bildung, welche nicht zur Freiheit führt, zeigt eben dadurch, daß sie nicht nach den Gesetzen der Natur, nicht richtig ist. Nur wenn die Menschen aus freiem Antrieb ihrer eigenen Natur nach arbeiten, arbeiten sie frei, und nur dann können sie nach dem Gesetz der Natur frei sein. Unfrei waren Sklaven und Leibeigene, weil sie auf niedriger Stufe der Bildung standen und ohne Zwang nicht gearbeitet, nicht ihre Pflicht gethan hätten; bei fortschreitender Bildung konnte der Zwang fallen. Es konnten auch für sie gleiche menschliche Rechte gelten, wenn sie sich freiwillig gleichen menschlichen Pflichten unterzogen. So führte Bildung zur Freiheit und auch zur Gleichheit. *Gleichheit heißt, daß mit gleichen Mitteln Gleiches erreicht werden kann.* Wenn durch ungleiche Mittel Gleiches erreicht werden könnte, wäre solches nicht Gleichheit, sondern eben Ungleichheit. So lange demnach die Menschen in ihren Anlagen und in den Mitteln, welche sie anwenden, verschieden sind, können nach dem Prinzip der Gleichheit nicht alle dasselbe erreichen. Wenn jemand, welcher ein gewisses Quantum Arbeit verrichtet hat, hiermit ganz denselben Erfolg erzielen würde, wie ein anderer, welcher nur das halbe Quantum derselben Arbeit

verrichtet hatte oder in derselben Zeit verrichten konnte, so würde dies nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit sein. Wenn ein Tischler einen Schrank mit Geschmack, Accuratesse und Fleiß anfertigt und dafür nur denselben Preis bekommen würde, wie ein anderer Tischler, welcher einen Schrank geschmackloser und nachlässiger herstellen würde, so wäre dies keine Gleichheit. Wenn ein Neger nach Deutschland kommen würde, könnte er nach dem Gesetz der Gleichheit nicht erwarten, für die Arbeit, welche er verrichten will, ohne weiteres dieselbe Einnahme zu bekommen, dasselbe Leben führen zu können und zu dürfen, wie ein Deutscher, welcher sich durch Geschick und Fleiß während seines Lebens zu einer der höchsten Lebensstellungen heraufgearbeitet hat. — Ein Arbeiter in einer Kohlenmine kann nicht dieselbe gesellschaftliche Stellung oder Einnahme wie der Bergwerksbesitzer haben. Aber wenn der Sohn des Arbeiters geschickt und fleißig ist, wird dieser vielleicht eine Stellung am Comptoir erlangen, und dessen Sohn wird vielleicht Theilhaber oder Besitzer des Bergwerks werden. Eine Verschiedenheit der Lebensstellung wird immer bleiben in demselben Verhältniß, wie die Menschen verschieden fortgeschritten und veranlagt sind und von ihren Befähigungen verschiedenen Gebrauch machen. Der eine will, der andere nicht; einer will und kann mehr wie der andere. Eine andere Ausgleichung des Wollens, als durch den Kampf ums Dasein, könnte nur durch das Gegentheil von Freiheit, durch Zwang versucht werden, welcher unnatürlich, unerträglich, der Bestimmung des Menschen, seinen Willen zu bethätigen und zu entwickeln, zuwider sein würde. Auch eine absolut gleiche Vertheilung der irdischen Güter unter die Menschen würde an der Verschiedenheit der Menschen nichts ändern; es würde sehr bald auch eine verhältnißmäßige Verschiedenheit der Güter wieder da sein.

Der Weltordner hat es so eingerichtet, daß Fähigkeiten und Anlagen der Eltern sich auf die Nachkommen vererben und von diesen durch eigene Arbeit erhalten oder vermehrt werden können. In analoger Weise ist es nicht unnatürlich, sondern naturgemäß, daß auch die Güter der Eltern auf die Kinder vererbt und von diesen durch eigene Arbeit erhalten oder vermehrt werden können. Es ist dies Gerechtigkeit nach dem Vorbild der Natur, und alle Menschen sind diesem Gesetz gleichmäßig unterworfen. Natürlich bekommt dabei der Sohn eines wohlhabenden Bauern mehr Güter, wie der eines armen Mannes; aber bekommt nicht auch der Sohn eines kräftigen Mannes von Natur mehr Befähigungen, wie derjenige kranker Eltern? Leiden, welche jemand durch die Sünden der Eltern erduldet, leidet er nicht ungerecht, weil er das Fleisch und Blut seiner Eltern ist. Aber es kommt doch auch vor, daß ein Mensch Leiden erdulden muß, nicht infolge von Sünden, die er selbst oder seine Vorfahren begangen haben, sondern durch Ungerechtigkeit anderer Menschen oder Verhältnisse, welche durch solche Ungerechtigkeit hervorgerufen sind. Hierfür gilt, was Christus gesagt hat: „Wer da leidet um meinetwillen, dem wird der Himmelsvater es lohnen hundertfach.“ Wenn einer selbst recht handelt nach den Gesetzen der Natur, Gottes handelt und muß doch Strafe erleiden, für solchen Fall ist ihm großer Lohn versprochen. —

Nach der Vorschrift der Natur ist ein Staat gerecht, wenn er bewirkt, daß mit Gleichem Gleiches erreicht werden kann. Suum cuique.

Dritte Studie.

Die heutige Menschheit.

Christliche Religion.

Aus der Geschichte der Menschen haben wir gesehen, daß alle Völker, welche an die Spitze der Civilisation getreten und bis zu einer gewissen Kulturstufe vorgeschritten waren, wieder in sich selbst verfielen. Wird es den Völkern, welche heute an der Spitze der Menschheit stehen, auch so ergehen? Wenn sie es ebenso machen wie die Nationen vor ihnen, zweifelsohne „Ja". Wenn die durch den Fortschritt veränderten Verhältnisse die heutigen Nationen auch zu einem unnatürlichen Volksleben und unnatürlichen Einzelleben führen, wenn sie nicht in der Erkenntniß der Gesetze der Natur, der Gesetze Gottes fortschreiten, werden sie überhaupt nicht fortschreiten können, und dies heißt wieder verfallen. Seiner Zeit rief in Rom der Reichthum, welcher durch den Tribut der unterjochten Völker von allen Seiten der bekannten Welt nach Rom floß, einen Taumel hervor, in welchem das Volk, nur auf seine vorhandene Stärke und die Macht des Reichthums vertrauend, nur dem Genuß lebte. So ist auch heute der durch die Fortschritte der modernen Erfindungen in die civilisirten Länder geflossene Reichthum nicht ohne verderblichen Einfluß auf das Leben und die socialen Verhältnisse der civilisirten Völker geblieben, wie wir weiter unten sehen werden. Während jedoch in Rom alles im

Taumel des Reichthums aufging, erkennen wir bei uns manche in das Nachtgelage hereinbrechende Strahlen einer Morgenröthe. Der römische Kaiser Nero ließ aus langer Weile und infolge einer Laune seiner Geliebten die Stadt Rom in Brand stecken. In Rom war solches möglich; in heutigen civilisirten Ländern würde solches nicht möglich sein. Deutschland hat einen Kaiser, welcher streng an Fortentwickelung weiter arbeitet und dem Rechten Geltung verschafft. Wir haben Männer, denen Wille und Bewußtsein menschlicher Pflicht und menschlichen Rechts nicht verloren gegangen ist. Trotzdem dürfen wir uns nicht verschweigen, daß auch bei uns im großen und ganzen ein weniger natürliches Leben bereits begonnen hat. Auch bei uns ist religiöser Glaube und damit innerliches Pflichtbewußtsein und Moral sichtlich im Schwinden begriffen. Auch bei uns hat der Fortschritt in der Erkennung der sittlichen Weltordnung, der natürlichen Gesetze Gottes nicht mit unseren übrigen Fortschritten gleichen Schritt gehalten. Da der Glaube dem Willen und den Gedanken der Menschen die Richtung giebt, so ist anzunehmen, daß, wenn diese Richtung eine falsche ist, in dem Glauben, in der Glaubenslehre Falsches ist. Wenn Christi Lehre aber Gottes Lehre, Christus Gott ist, so kann seine Lehre nicht falsch sein, und folgt daraus, daß wir, wenn sich unser Fortschritt in falscher Richtung bewegt, Falsches, d. h. nicht Christi Lehre glauben. Und in der That glauben wir nicht die Lehre, welche Christus gelehrt hat, sondern eine Lehre, welche die Kirche für uns aufgestellt hat, eine Lehre, welche zwar aus der christlichen Lehre hervorgegangen ist, deren Wesen aber durch die Kirche der Hauptsache nach verändert und den heidnischen Religionen ähnlich gestaltet ist. Ich werde in Folgendem die katholische und die protestantische Religion, in denen

zwar die christliche Religion, jedoch zum Theil in völlig der Lehre Christi widersprechender Weise enthalten ist, als kirchliche Religionen, eine Religion gemäß der Lehre Christi dagegen als „reine christliche Religion" bezeichnen. — „Reine" kann natürlich nur soviel heißen als „nach Reinheit trachtende", denn wer wird sich unterfangen, zu behaupten, daß er die Lehre Christi rein und vollständig kennen und verstehen könne?

Zur Hauptsache werde ich mich darauf beschränken, die Abweichungen der protestantischen Religion von der reinen christlichen Religion nachzuweisen, da sich daraus die weiteren Abweichungen der katholischen Religion von selbst ergeben. Es ist mir wol bewußt, daß es schmerzhaft sein wird und manchen unangenehm berühren muß, alte und durch die Gewohnheit ihm lieb und ehrwürdig gewordene Gebräuche angegriffen und als gehaltlos dargestellt zu sehen. Wird es dem tiefen, warmen Gefühl unserer Vorväter, der alten Germanen, weniger schmerzhaft gewesen sein, zu sehen, wie die erhabenen herrlichen Eichen, in denen ihre Gottheit thronte, aus denen sie im Rauschen der Wipfel sprach, durch die Axt gefällt wurden? Wäre es nicht feige, wenn wir ungesunde Auswüchse unseres Körpers deshalb nicht herausschneiden wollten, weil sie mit unserem Blut verwachsen sind und weil der Schnitt uns wehe thut? —

Einen **dreieinigen** Gott giebt es nicht, ebenso wenig oder ebenso viel, wie es einen Jupiter und Juno oder einen Wodan gab. Der Glaube an einen dreieinigen Gott ist kein christlicher, sondern ein kirchlicher. Christus hat die Bezeichnung „dreieinig" nicht gekannt, sondern Kirchenväter, Schriftgelehrte machten in ihrer Versammlung zu Nicaea Gott zu einem dreieinigen. Es gelang dann nur mit vieler Mühe, eine allgemeine Annahme dieses Beschlusses durchzusetzen. Die Bezeichnung: „dreieinig"

ist eine unnatürliche und nicht richtig. Wenn Christus seinen Jüngern anstatt: „Gehet hin und taufet alle Völker im Namen Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes" gesagt haben würde: „im Namen Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes, der allmächtigen Kraft", würde das Wort „dreieinig" nie entstanden sein. Ein Unendliches kann durch noch so viele Einheiten nicht vermehrt oder verändert werden, sondern bleibt immer, was es war, nämlich das Unendliche, weil die Einheiten bereits in dem Begriff des Unendlichen enthalten waren. Christus lehrt uns nicht, an einen dreieinigen Gott zu glauben, sondern an den einen Geist, an den einen heiligen Gott. Er sagt: Die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben; wer etwas redet gegen des Menschen Sohn, dem wird es vergeben, wer aber etwas redet gegen den Geist, den heiligen, dem wird es nicht vergeben, weder in diesem Leben, noch in dem zukünftigen. (Matth. 12, V. 31 und 32.)

Christus sagt Matth. 5, 18—20: „Bis der Himmel und die Erde zergeht, wird auch nicht ein Jota oder die unbedeutendste Kleinigkeit zergehen vom Gesetz, bis sich alles entwickelt hat. Wer nun auch nur das Geringste dieser Vorschriften auflöset und lehret die Menschen so, wird im Himmelreich als der Kleinste gelten; wer aber danach handelt und lehret, wird groß gelten im Himmelreich, denn ich sage euch, wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener wird wie die derjenigen, die nach dem Geschriebenen gehen (*τῶν γραμματέων*) und der Pharisäer (*Φαρισαίων*), werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Christus löst in keiner Weise die natürlichen Gesetze, die Vorschriften der Natur auf, sondern will gerade, daß sie erfüllt werden. Er bestätigt dieselben.

Wir wissen heute, daß sich alles auf dieser Erde nach den

Naturgesetzen aus dem Urstoff entwickelt hat. Aus der Asche des Abgestorbenen entsteht neues Leben; niemand ist im stande, den Urstoff dieser Erde zu vermehren oder zu vermindern. Christus sagt, wie er zum letztenmal mit seinen Jüngern ißt, vom Brot, daß es sein Leib sei, vom Wein, daß er sein Blut sei; Christi Leib und Blut war von demselben Stoff, wovon alles Irdische ist, und bei der Verwendung des Irdischen sollen wir stets eingedenk sein, daß Gott, die allmächtige heilige Kraft, sich mit diesem Stoff verbunden hat. Wir sollen diesen Stoff nicht mißachten, ohne Zweck gebrauchen, vergeuden. Die ersten Christen wußten denn auch nichts von einem Sakrament des heiligen Abendmahls. Diejenigen, mit denen Christus zum letzten Mal gespeist hatte, hatten von seinen Worten nicht den Eindruck der Stiftung eines Sakraments, wie die Kirche ihn heute hat. Was hat die Kirche, was haben die Menschen alles aus den einfachen Worten Christi gemacht? Sie stritten sich, ob Brot und Wein nun durch den Spruch eines Priesters Christi Leib und Blut bedeuten oder wirklich werden könne! Die heutige Sitte des Abendmahls ist ihrer Art nach nicht christlich, sondern heidnisch, d. h. sie *ist* ein von Menschen festgesetzter Brauch, der sich in seinem Charakter nicht von Gebräuchen, wie sie die Heiden in ihren Religionslehren festsetzten, unterscheidet. —

Christus sagte: „Ich und der Vater sind eins“, ferner: „Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat (Joh. 12, 44). Der Glaube, daß Gott als Mensch wie wir in der Person Christi auf der Erde gewesen ist, war für die Jünger Christi genügend, um jemanden als Christen aufzunehmen, jemanden zu taufen (Apostg. 8, V. 36 fg.). Die kirchlichen Religionen sagen: Nein, dazu ist auch noch erforderlich, daß ihr an das Sakrament des heiligen

Abendmahls u. s. w. glaubt. — Jesus fragt seinen Jünger Simon: „Wer glaubst du, daß ich sei?“ Wie derselbe antwortet: „Ich glaube, daß du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, bist“, sagt Jesus: „Du sollst Petros (Fels) heißen, denn dies ist der Fels, auf den ich meine Kirche bauen will.“ Das Taufen mit Wasser bei der Aufnahme in eine christliche Gemeinde ist gewiß ein schöner Gebrauch, da Wasser das Symbol der Reinlichkeit ist und die Menschen daran mahnt, daß sie sowol körperlich, wie in ihren Gedanken rein sein sollen. Doch dürfen wir nicht außer acht lassen, daß es der Glaube ist, welcher den Christen macht, nicht das Wasser oder das Wort des Priesters, sondern daß solche nur die Form der Aufnahme sind. Ein Kind zu taufen, ehe es einen Glauben haben kann, ist widersinnig. Gott wird das Kind nach seinen unabänderlichen Gesetzen richten, ob es mit Wasser getauft ist oder nicht, ob andere Menschen dasselbe, bevor es einen Glauben haben konnte, in eine christliche Gemeinde aufgenommen haben oder nicht, denn der Glaube, die durch denselben dem Willen gegebene Richtung ist es, welcher den Christen ausmacht, nicht das Wasser. —

Christus wußte, daß schon seine eigenen Jünger, da sie ja Menschen waren, irren würden. Schon Petrus verleugnete den Herrn. Die Apostel haben nach dem Tode des Herrn den Eindruck, welchen sie von dem Erlebten und Wahrgenommenen hatten, als Menschen den Menschen wiedergegeben, doch hierbei als Menschen auch Irrthümer gemacht; sie wurden durch Fragen zu eigenen Erklärungen und Aussagen gedrängt, — z. B. die Erzählung von der Himmelfahrt Christi finden wir nicht bei allen Evangelisten. Wenn diese Erzählung nicht auf drängendes Fragen der Menschen, wo denn der auferstandene Christus

geblieben sei, entstanden wäre, sondern wie erzählt stattgefunden hätte, würde zweifelsohne keiner der Evangelisten vergessen haben, dieselbe ausführlich zu beschreiben. Wir finden überhaupt nur eine ganz kurze Notiz über dieselbe bei Markus und Lukas, dagegen erwähnen Matthäus und Johannes die Himmelfahrt überhaupt nicht. Es ist Sache der Wissenschaft, das Unrichtige in den evangelischen Ueberlieferungen immer mehr kennen zu lernen und auszuscheiden. — Ueber die Geburt und Kinderjahre Jesu konnten die Apostel natürlich nach eigener Anschauung nichts wissen, sondern nur das berichten, was die Menschen davon erzählten. Dieses hat aber mit der Lehre Christi selbst nichts zu thun und alterirt diese nicht. Die Kirche hielt es für richtig, die Geschichte einer unbefleckten Empfängniß Maria's zu verkünden. Dieses widerspricht geradezu dem Wesen der Erscheinung Christi. Bei unbefleckter Empfängniß würde Jesus nicht analoge animalische Neigungen wie wir gehabt haben, welche er durch seinen Willen besiegte, nicht auch Mensch gewesen sein. Wir dürfen durchaus nicht annehmen, daß Jesus es seiner menschlichen Abstammung nach **besonders** leicht gehabt habe, seine Neigungen zu besiegen. Ein besonders tadelloses Leben seiner Familienangehörigen wird nirgends hervorgehoben. Wie Christus einmal gemeldet wird, daß seine Angehörigen draußen seien, sagte er: „Wer sind meine Angehörigen, nicht diese, sondern wer den Willen thut des Vaters im Himmel, ist mein Bruder oder Mutter oder Schwester."

Wir haben die Berichte von der Erscheinung und der Lehre Christi als das zu lesen und aufzufassen, was sie sind, nämlich Berichte von Fischern, Leuten aus dem Volk, welche möglichst genau, so gut wie sie es konnten und verstanden hatten, das, was sie wußten, erzählten. — Von den heutigen civilisirten

Menschen, die so viel auf den Buchstaben geben, mag mancher fragen, weshalb Christus uns seine Lehre denn nicht lieber aufgeschrieben habe, so wäre doch kein Mißverständniß möglich gewesen? — Erstens wäre nichts mehr einer Fälschung durch Schriftgelehrte zugängig gewesen und wird daher nichts so leicht hinsichtlich seiner Echtheit bezweifelt als wie etwas Geschriebenes, zweitens aber sollen wir nicht nach Geschriebenem, welches wir vielleicht nicht verstehen, glauben, sondern nur das glauben, was wir auch verstehen können. — In der Annahme, der christlichen Lehre zu dienen, erfanden die Menschen kirchliche Wörter und Gebräuche nach ihrer menschlichen Auffassung. Der Herr läßt die Menschen alle gewähren; seine unabänderlichen Gesetze ändern sie nicht ab. Die Menschen werden nicht diese, sondern diese die Menschen bestimmen.

Die Menschheit wird immer mehr und mehr Christi Lehre verstehen lernen und dieselbe befolgen, nicht weil es Christi Lehre ist, sondern weil sie dieselbe als das Richtige erkennen wird. Christus sagt (Matth. 5, 33 ff): Wir sollen nicht schwören bei unserm Haupt, denn wir vermögen nicht das Kleinste an demselben zu verändern. Wir sollen nicht bei Gott schwören, denn wir vermögen nicht ihm vorzuschreiben, wie oder wann er strafen soll. Es ist eine menschliche Ueberhebung, solches zu meinen; Gott richtet nach seiner Kenntniß der Gerechtigkeit, nicht nach der menschlichen Auffassung von Gerechtigkeit. Ich kann mir nicht denken, daß spätere Menschengeschlechter, welche dieses erkennen, schwören werden, weder bei Gott, noch dem Himmel, noch bei Dingen, worüber sie keine Macht haben. Im praktischen Leben dürfte eine feierliche Aussage oder Erklärung auf besondere Gesetze hin, nach welchen der Staat den Bruch oder die Unrichtigkeit solcher feierlichen Aussage bestraft, dieselbe Wirkung

haben, wie ein Schwur bei Gott. Gott wird den Bruch einer solchen feierlichen Aussage aber strafen nach seinen Gesetzen und nach seiner Gerechtigkeit.

Aus der lebendigen Lehre Christi hat die Kirche eine Buchstabenlehre gemacht, eine Religion, welche sich auf den Buchstaben der Bibel und auf religiöse Formen und Gebräuche stützt, so daß die kirchliche Religion nicht von derselben zu trennen ist und mit dem Fallen der Form, wie die heidnischen Religionen, fallen muß. Ueber jede Form schreitet die Zeit hinweg. Als vor dem fortentwickelten Geiste der Römer ihre Religionsformen und Gebräuche naturgemäß fielen, konnte sich das Volk den Kern der Religionslehre aus den fallenden Formen nicht herausschälen und erhalten, es verlor die Religion zusammen mit diesen, weil die Religion auf Formen begründet war. Mit dem Verfall ihrer Religion mußte die römische Nation verfallen, ebenso wie es den Völkern vor ihr ergangen war. So lange unsere Religion, unser Glaube auf Form und Schrift fußt, handeln wir nicht nach Christi Lehre, sind wir keine Christen. Das ist ja gerade der Unterschied der christlichen Religion, daß sie nicht auf sensitiven Eindrücken, nicht auf wechselnden mit den Sinnen wahrnehmbaren Gebräuchen oder Bildern, sondern auf den unwandelbaren, geistigen Gott, welcher die unwandelbaren Gesetze der Natur und die sittliche Weltordnung bestimmt hat, begründet ist und daß sie immer mehr in der Erkenntniß desselben und seiner unveränderlichen Gesetze fortzuschreiten trachtet. Wir sollen uns keine Bilder von Gott, keine mit den Sinnen wahrnehmbare Götter machen. Wie die heidnischen Völker Bilder ihrer Götter aufstellten, stellte die Kirche Bilder der Mutter Jesu, Maria, her. Theils verfertigte sie Figuren, behangen mit kostbarster Seide und Gold, und die Menschen gingen hin und

beteten vor ihr. Jesus selbst sagt dagegen ausdrücklich, daß er als Christus mit seiner Mutter nichts zu schaffen habe. Die irdische Mutter Jesu oder ein Abbild derselben anzubeten, ist nicht christlich, sondern heidnisch. Es ist kein charakteristischer Unterschied, ob wir zu Ehren der Gottheit eine bestimmte Anzahl Tänze aufführen oder ob wir eine Prozession mitmachen oder ob wir eine bestimmte Anzahl Rosenkränze sprechen; ob wir einen durch den Spruch eines Priesters geheiligten goldenen Stier als Gottheit bekränzen oder den bronzenen Fuß einer Petrusstatue küssen, oder einen durch den Spruch eines Priesters geheiligten Wein als Blut des irdischen Leibes Jesu trinken. Der Unterschied solcher Gebräuche liegt nur in der Gewohnheit und in der Sitte. Ueber alle Sitten und Gebräuche urtheilen die Menschen stets anders, je nachdem sie selbst oder ihre Gewohnheiten anders sind oder werden. In einer Stadt Ostpreußens habe ich gesehen, wie die Landbevölkerung Sonntags barfuß zur Stadt kam, sich aber vor der Kirchthür mit Strümpfen oder Schuhen bekleidete, weil sie es nicht für schicklich hielt, barfuß in die Kirche zu treten. — Anhänger der buddhistischen Religionssekte entkleiden sich der Schuhe, ehe sie die Kirche betreten, weil man solches nach ihrer Sitte und Glauben nur barfuß thun darf. Auch die alten Israeliten durften nach ihrer Religionslehre, welche der Ursprung der unsrigen ist, das Heiligthum nur barfuß betreten. Christus hat diese Sitte nicht abgeändert, sondern überläßt es jedem hierin zu handeln, wie er es nach seiner Vorstellung der heiligen Gottheit gegenüber für schicklich hält. Die Form hat nach Christi Lehre mit dem Glauben nichts zu thun. Alle Formen und Sitten erscheinen uns später, falls wir andere Formen und Sitten gewohnt sind, wie Modetrachten, an welche wir in späteren Zeiten zurückdenken. Wie

wir auf die Religionsgebräuche der Alten oder auf den Ablaß-verkauf Taetzels zurückschauen, werden spätere Geschlechter auf unsere heutigen Religionsgebräuche zurückschauen. Eine religiöse Sitte ist nur gut, falls sie aus dem Glauben des einzelnen Menschen hervorgeht; sie ist aber schädlich, falls der Glaube sich auf sie stützen soll, sie als ein Bedingniß des Glaubens dargestellt wird. Wir haben uns gewöhnt, Bilder, wie sie unsere Kirche und kirchliche Religionslehre zeigt, so als zu unserem Glauben gehörig zu betrachten, daß wir nach wahrer Darstellung strebende Bilder, z. B. das Gemälde des Professor Gué: „Christus vor Pilatus“, als unseren gewohnten Anschauungen zuwider, kaum ertragen können und als irreligiös bezeichnen. Würden wir mit unseren heutigen Anschauungen den Herrn selbst, wie er in einfacher Bekleidung auf der Erde gelebt hat, ertragen und erkannt haben? — Wenn heute ein armer Handwerker eine neue religiöse Lehre bringen würde, würden unsere Schriftgelehrten, wenn die Lehre mit ihren gewohnten und von ihnen als wahr hingestellten Anschauungen nicht übereinstimmen würde, nicht wieder ausrufen: „Das ist ja Gotteslästerung.“ Würden die Menschen nicht, wenn die Lehre ihren egoistischen Interessen entgegen wäre, wieder sagen: Was fangen wir mit dem Menschen an, daß wir ihn los werden? Nur sehr wenige würden fragen: Ist die Lehre in Uebereinstimmung mit den natürlichen Gesetzen Gottes und müssen wir deshalb zu ihr stehen oder nicht. Die lebendige Lehre Christi ist noch nicht ins Leben übergegangen, zur Regel geworden, sondern religiöse Formen. Nicht unsere religiösen Formen sind die Wahrheit, sondern wahr ist nur Gott und seine göttlichen Gesetze. Wir Menschen können als solche nie absolut wahr sein, sondern nur trachten, uns durch Irrthümer hindurch immer mehr der

Wahrheit zu nähern, und haben die Pflicht dies zu thun. Dieses ist der Weg, den die Reformatoren beschritten haben. Wenn wir glauben, aus einer festgestellten Lehre zu wissen, was recht und unrecht ist, können wir dann in der Erkenntniß desselben fortschreiten? Bei einer starren Lehre muß der Fortschritt erstarren. Was recht und unrecht ist, wird durch die natürlichen Gesetze Gottes bestimmt; so lange und weil wir diese nicht völlig, nicht absolut kennen, können wir nicht absolut wissen, was recht ist, sondern nur an der Hand immer weiteren Begreifens der Gesetze Gottes solches immer mehr lernen. Mit der Fessel der Form fällt nicht das Gesetz Gottes, es wird nicht dadurch aufgelöst, sondern eben dadurch erfüllt. Nur die reine Lehre Christi, nicht die Form irgend einer Religionssekte kann ins Gemüth der Menschen übergehen, denselben zur Natur werden. Ist es Zufall, daß die protestantischen Völker, welche sich dem Katholizismus gegenüber von den menschlichen Religionsformen mehr frei gemacht haben, den Katholiken vorausschritten, daß aus den Protestanten die meisten bedeutenden Menschen hervorgingen — oder reden nicht durch diese Thatsache die Gesetze Gottes? So werden weiter diejenigen Völker, welche auf die reine Lehre Christi zurückgreifen, in der vor uns liegenden Zukunft an die Spitze der Civilisation treten. Von den Priestern und Schriftgelehrten der Juden sagt Christus: Vergeblich ist es, daß sie mir dienen, weil sie solche Lehre lehren, die nichts als Menschengebot ist (Mark. 7 V. 7) und nennt sie verblendete Leiter (Matth. 23 V. 16 u. 13), die das Himmelreich zuschließen vor den Menschen; die hineinwollen, lassen sie nicht hineingehen. Wenn wir heute fortfahren, nach den Satzungen unserer Schriftgelehrten, nach dem Buchstaben der Bibel, den Auslegungen der Kirchenväter uns Gott vorzustellen, wenn wir nicht umkehren

und werden wie die Kinder, werden wir es nicht sein, die der Menschheit auf dem Wege der Vervollkommnung voranschreiten. Aber die Zeit wird deshalb doch kommen, wo die Menschen Gott in der Natur überall erkennen und verehren werden.

Der Kernpunkt der christlichen Lehre liegt nach Christi Worten in folgendem: „Du sollst an Gott glauben und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Auf diesen beiden Gesetzen, sagt Jesus, beruhen die ganzen Gebote und die Propheten (Matth. 22, V. 39, 40). Wir sollen auch unsere Feinde lieben, denn welches Verdienst wäre es, nur die uns Gutes thun, zu lieben? — Schon Christus sagte den Juden: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und Völkern gegeben werden, welche seine Früchte bringen" (Matth. 21, V. 43).[1]

Es kamen Leute aller Art zu Christus und stellten an ihn alle möglichen Fragen. Als einst ein reicher Mann zu ihm kam und sagte, er wolle gern Gutes thun, wisse aber nicht mehr, was er noch Gutes thun könne, antwortete ihm Christus, dann solle er doch alle seine Habe den Armen geben. Würde man nicht heute einem reichen Mann, welcher sich in gleicher Lage befände, nur dasselbe rathen können?

Soll unser Glaube denn ohne alle religiösen Gebräuche sein? Nicht insofern die Gebräuche direkt aus dem Glauben hervorgehen. Ein christlicher Gebrauch ist es z. B., wenn jemand beim Eingehen einer ehelichen Verbindung den Segen Gottes hierzu erfleht, seine Ehe segnen läßt. Er thut solches

[1] Die Stellen aus dem neuen Testament, welche ich anführe, sind größtentheils Uebersetzungen des neugriechischen Textes, demnach nicht immer dem Wortlaut nach genau mit der Lutherschen Uebersetzung übereinstimmend.

dann infolge seines Glaubens. Wenn jemand glaubt, so ist es gewiß kein unchristlicher Gebrauch, wenn er seinen Glauben bekundet, indem er sich trauen läßt. Doch der Gebrauch als solcher hat mit dem Glauben als solchem nichts zu thun. — Daß die kirchlichen Religionen die mehr oder weniger christlichen Gebräuche als zum christlichen Glauben gehörig hingestellt und festgesetzt haben, hat manche nachtheiligen Folgen gehabt, doch keinerlei Vortheil — es sei denn der, daß dadurch, daß die Kirche nur mit dem Wesen der Lehre Christi im Widerspruch Stehendes festgesetzt hat, uns ein weiterer Beweis dafür geliefert wird, daß die Lehre selbst nicht etwa von einer Kirche geschaffen und festgestellt wurde. Die kirchliche Lehre ist ein indirekter Beweis des Lebens Jesu.

Organisation.

Wenn wir aber keine Form haben, auf welcher der Glaube basirt, wie kann dann der Glaube im Volke lebendig erhalten werden? Durch eine tüchtige Organisation der Geistlichkeit, derjenigen Menschen, welche den edlen Beruf, den Glauben unter den Menschen lebendig zu erhalten und zu stärken, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. — Von den beiden kirchlichen Religionen ist die katholische hinsichtlich der Organisation der protestantischen entschieden überlegen; letztere kann hierin von ersterer lernen. Wie ein Hauptmann eines Regiments seine Soldaten kennt und weiß, wenn einer unter ihnen ist, welchem es schwer wird, sich an die Disziplin zu gewöhnen, so muß auch ein Geistlicher die Mitglieder seiner Gemeinde kennen und mit Rath und Belehrung immer da bei der Hand sein, wo er sieht, daß ein falscher Weg eingeschlagen werden könnte. Wenn die Geistlichen der großen Gemeinden der Großstädte dieser ihrer Pflicht wegen der Zahl der Mitglieder nicht gerecht werden konnten, hätten sie dieserhalb dringend vorstellig werden und um

Hülfskräfte oder Theilung der Gemeinde nachsuchen müssen? Sie haben es dagegen dahin kommen lassen, daß sehr viele Großstädter nicht einmal den Namen ihres Predigers kennen, geschweige denn, daß sie von jenen alle gekannt werden. In Paris tödtete vor einiger Zeit ein Architekt sich und seine Frau aus Hunger; er lebte vereinsamt und ungekannt von irgend jemandem in einem Stadtviertel zwischen Arbeitern. Darf solcher Fall in einer auf der Höhe der Civilisation stehenden christlichen Großstadt vorkommen können? Wir bedürfen ganz außerordentlicher Anstrengungen und Einrichtungen, um die gemachten Fehler wieder gut zu machen, den im Schwinden begriffenen Glauben dem Volk zu erhalten. Vor allem kleine Gemeinden; an deren Spitze aber intelligente Männer, welche begreifen und thun, was erforderlich ist, um den Glauben, falls er hier und da zu wanken droht, allen ihren Mitgliedern zu erhalten. Außerhalb des Lebens stehende, Augen verdrehende Pfaffen sind die Pharisäer der Neuzeit; statt ihrer brauchen wir Männer, welche mit ihren beiden Füßen im Leben stehen, welche leuchtenden Auges das Leben erfassen, welche befähigt sind, denkenden Menschen die Wahrheit des Glaubens zu erklären und dem Organismus des menschlichen Getriebes die großen Vortheile, welche der Glaube demselben bieten kann, zu verschaffen.

Mildthätigkeit.

Zur Aufgabe eines christlichen Geistlichen gehört nicht nur, für die Erhaltung des Glaubens der Gemeinde zu sorgen, sondern auch, wo sich sociale Nothstände, Armuth und Elend in der Gemeinde zeigen sollten, auf Linderung hinzuwirken. Der Geistliche hat den Wohlthätigkeitssinn in seiner Gemeinde zu pflegen und demselben die rechte Richtung zu geben. Trieb zur Wohlthätigkeit ist von der Natur in den Menschen gelegt und entspringt aus der Vorstellung, durch welche der Mensch

sich selbst in die Lage des Andern versetzt. Der Wohlthätigkeitstrieb ist von Natur nicht so stark wie der Selbsterhaltungstrieb; am stärksten ist er naturgemäß den eigenen Verwandten gegenüber. Die Wohlthätigkeit soll freiwillig und willkürlich ausgeübt werden. Zwang zur Wohlthätigkeit steht dem Charakter der Wohlthätigkeit entgegen. Eine regelmäßig durch Gesetz aufgebrachte und unter die Armen vertheilte Steuer beeinträchtigt das Gesetz der Natur, nach welchem Zunahme der Bevölkerung abhängig sein muß von der Zunahme der Fähigkeit, Unterhaltsmittel durch Arbeit zu erwerben. Z. B. wenn eine Gemeinde jährlich eine so hohe Armensteuer zahlt, daß davon tausend Arme ernährt werden können, so wird auf diese jährlich zur Vertheilung gelangende Summe hin bald eine entsprechende Zunahme der Bevölkerung stattfinden, und in kurzer Zeit werden wieder ebenso viele Arme da sein, welche von der Summe nichts bekommen, wie vorher Arme überhaupt da waren. Eine Erhöhung der Armensteuer würde nur weiter in derselben Richtung wirken. Dieses hat sich in vielen Gemeinden bestätigt. Bei einer festen Summe für die Armen glaubt der Arme, ein Recht zu haben, die Unterstützung zu fordern, und ist unzufrieden, daß sie nicht reichlicher ist; bei freiwilliger Gabe ist er dankbar und zufrieden. Freiwillige Wohlthätigkeit ist von segensreicher Wirkung sowol auf den Geber, wie auf den Empfänger, während gezwungene Wohlthätigkeit statt angenehmer Empfindung nur beiderseitig Unbefriedigtsein erzeugt. Dem Bedürftigen sollen wir blind geben und nicht ängstlich fragen, ob der Bedürftige selbst schuld an seiner Noth ist. Hierüber sollen wir nicht richten. Der Schuldige wird für eine unerwartete Gabe in der Regel nicht minder dankbar sein. Daß die Noth da ist, ist Grund genug für die Wohlthätigkeit, sie zu lindern. Wenn durch religiöse Bildung

der richtige Wohlthätigkeitstrieb im Volke geweckt wird, wird solches in erheblichem Maße zur Besserung unserer socialen Verhältnisse beitragen.

Folgen der kirchlichen Religionen.

Da der religiöse Glaube den Willen, die Handlungen, das Wesen der Menschen bestimmt, muß sich das Unrichtige in den kirchlichen Religionen auch an seinen Wirkungen auf das Leben der Menschen wieder erkennen lassen. Wie bei den Völkern, welche vor uns gelebt haben, mußte auch bei uns der fortschreitende Zeitgeist nothwendigerweise über die Formen hinwegschreiten und, weil auch wir unseren Glauben von Formen abhängig gemacht hatten, diesen mit hinwegraffen. Mit dem Schwinden des Glaubens muß die Moral schwinden. Es gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit, auf das Schwinden der Moral einzugehen, sondern nur die direkten nachtheiligen Folgen unserer kirchlichen Formreligionen zu zeigen. —

Unsere ganze Erziehung ist infolge unseres kirchlichen Formenglaubens und analog demselben weniger eine lebendige, natürliche, als eine auf Formen begründete. Eine Erziehung darf nicht auf Formen begründet sein, sondern umgekehrt die Formen müssen auf Erziehung begründet sein. Lebendige Erziehung erzeugt Taktgefühl, natürliche Erziehung erzeugt natürliches und richtiges Taktgefühl; dagegen bleibt Form, was sie war: Form. Eine gesellschaftliche Form ziert den Menschen, wie ein feiner Rock ihn ziert. Nach beiden kann man die Menschen aber nicht beurtheilen. Beide sind oft angenommen, um Schwächen zu verdecken. Bismarck hielt nichts auf Form; wie feinfühlig war er aber in seinen Handlungen und Worten, seine Form war nicht moderne Dressur, sondern Taktgefühl, Ausfluß seines eigenen, warmen Herzens, seines Seins. — Taktgefühl ist namentlich Sache der Damen; nicht die todte

Form, sondern ein vervollkommnetes Taktgefühl befähigt die Dame zum Verkehr im Leben. Selbstständig ist nicht identisch mit emancipirt, sondern gerade das Gegentheil, insofern Selbstständigkeit das Ergebniß lebendiger Erziehung ist, — sie macht sich von der todten Form frei und handelt dann nach der Form aus lebendigem Taktgefühl — Emancipation dagegen aus Erziehung nach todter Form hervorgeht und, wenn sie sich von dieser frei gemacht hat, meistens ohne Form handelt. Nachdem in Amerika durch komplicirtere Verhältnisse größere Selbstständigkeit der Frauen zur Nothwendigkeit geworden war, entstand aus einer Erziehung nach der Form Emancipation. In Berlin giebt es mehr Emancipation wie in Hamburg, weil daselbst mehr auf todte Form gegeben wird. Berliner Beamtenkreise sind formeller wie Hamburger Kaufmannskreise. Es fehlt im allgemeinen mehr an selbstständigen Hausfrauen, wie an formgewandten Gesellschaftsdamen.

Doch auch unsere wissenschaftliche Bildung ist keine lebendige, sondern eine todte Buchstabenbildung, bei der Form und Buchstabe das Wesentliche sind. Der Mensch soll nicht mechanisch lernen, nicht Wörter wie der Papagei lernen, sondern im innern Herzen spüren, was sein Geist erfaßt, Begriffe lernen; nur dann kann das Gelernte dem Menschen nützen, nur wenn es mit dem Leben der Welt selbst, mit Anschauungen der Natur eng verknüpft ist. Die Natur ist die höchste Kunst, und diese muß mit der Wissenschaft gepaart sein. Dadurch wird das Kennen zum Können. Letzteres verlangt das Leben, ersteres allein ist nichts nütze. Wir haben in Deutschland viele wissenschaftlich gebildete junge Leute, welche viel kennen, aber nichts können und deshalb im Kampf ums Dasein, um die Lebensstellung, erliegen. Wenn irgend eine Stellung für einen jungen Mann vakant ist, zählen

die Bewerber nach Hunderten, aber unter den Hunderten ist oft keiner, welcher brauchbar ist. Tüchtige junge Leute, welche lebendig, d. h. körperlich, wissenschaftlich und sittlich gebildet sind, werden auch heute stets gesucht. Es herrscht großer Mangel an solchen. Kommen wir in irgend ein Bureau, so finden wir unter den Beamten, welche wir daselbst treffen, kaum einen, welcher außer dem Buchstaben des ihm Aufgetragenen auch den Sinn begreift. Die Mehrzahl kann nur wiederholen, was ihnen vorgesagt ist, ohne es selbst zu begreifen. Dabei würden die meisten der Leute, wenn wir sie nach der Jahreszahl der Schlacht bei Cannae fragen würden, solche wol angeben können. Weil in der Schule nur Gewicht auf den Buchstaben, die todte Form, gelegt wurde, sind sie unselbstständige Buchstabenmenschen geworden. — Je weniger selbstständige Menschen eine Nation aber hat, um so weniger ist sie befähigt, sich dauernd zu erhalten und fortzuschreiten.

Nachdem die civilisirten Nationen der neueren Zeit durch ihren größeren geistigen Fortschritt, durch den größeren Werth ihrer Gedankenarbeit den andern auf der Erde lebenden Völkern überlegen geworden waren, entstand in den civilisirten Ländern ein größerer Reichthum an Gütern. Gewaltige Erfindungen leiteten von entfernten Ländern Reichthum nach Europa. Entfernungen und Zeit erschienen durch die Fortschritte der Wissenschaft kleiner, die gesamten wirthschaftlichen Verhältnisse wurden andere. Jetzt galt es, sich in den veränderten Verhältnissen zurecht zu finden. Es handelte sich um die Frage, wie der in den Händen der Fortgeschrittensten zusammengeflossene Reichthum verwerthet und erhalten werden könne, was hier Recht sei? Der Glaube, ja, ihr Glaube bot den Menschen zur Beantwortung keinerlei Anleitung; er war von der Kirche in starre Formen geschmiedet,

und die Menschen nicht in der Erkenntniß der natürlichen Gesetze Gottes, des Rechts, welches die Natur vorschreibt, auch auf eine hohe Stufe fortgeschritten. Die Menschen holten sich daher ihre Rechtsbegriffe von den heidnischen Römern, sie fragten dieselben, was Recht sei. Sie erließen nun Gesetze nicht auf Grundlage der natürlichen Gesetze, sondern auf Grundlage der römischen Rechtsbegriffe. Die Römer hatten Gesetze ausgedacht, durch welche es möglich war, erworbenen oder ererbten Besitz sicher zu stellen, ohne daß weitere Arbeit zur Erhaltung desselben erforderlich war. Es waren dieses die Pfand- und Hypothekengesetze. Die neueren civilisirten Völker ahmten den Römern das Pfandrecht nach. Dieses ist der Fehler, welcher gemacht ist, welcher zur Grundursache heutiger wirthschaftlicher Mißverhältnisse mit allem, was dieselben zur Folge gehabt haben, geworden ist. —

Pfandrecht.

Hat denn der Weltordner in die Natur des Menschen auch Vorschriften hineingelegt, welche für unser modernes, komplicirtes, wirthschaftliches und sociales Verkehrsleben gelten können oder gar gelten müssen? Ja, die Natur schreibt auch hierfür Gesetze vor. Seiner Natur nach erbt der Mensch Anlagen von seinen Eltern und kann diese Anlagen und Befähigungen durch eigene Arbeit verwerthen und durch eigene Arbeit und weiteren Fortschritt vermehren. Die menschliche Natur bietet dagegen keinerlei Mittel zur Sicherstellung, zum Beiseitebringen einmal erworbener oder ererbter Anlagen; dieselben können nur Werth haben und erhalten werden durch Arbeit und weiteren Fortschritt. Bei Betrachtung des Verhältnisses der natürlichen Gesetze zu den Staatsgesetzen haben wir gesehen, daß Staatsgesetze die natürlichen Gesetze zur Grundlage haben müssen, respektive daß sie die Tendenz haben, den Staat zu erhalten, wenn sie in

Uebereinstimmung mit den natürlichen Gesetzen sind, dagegen die Tendenz haben, auf den Verfall des Staats hinzuwirken, wenn sie den natürlichen Gesetzen entgegengesetzt sind. Es ist augenscheinlich, daß z. B. ein Staat, welcher die Vererbung von durch Arbeit erworbenen Gütern oder den Erwerb von Gütern durch eigene Arbeit gesetzlich verbieten würde, verfallen müßte. Dieses wäre den Vorschriften der Natur entgegengesetzt, der von der Natur gewollte Trieb zur Arbeit würde kleiner werden oder aufhören, der Fortschritt still stehen und der betreffende Staat in sich verfallen, oder anderen Staaten gegenüber nicht bestehen können. Analoge Wirkung müssen Gesetze haben, welche der Natur entgegengesetzt, die Handhabe zu durch den Staat gewährleisteter Sicherstellung erworbener oder ererbter Güter ohne Arbeit und weiteren Fortschritt bieten. Die Pfandgesetze fußen in keiner Weise auf den natürlichen Gesetzen, sondern sind denselben entgegengesetzt. Das römische Recht war nicht von einer freien Erkenntniß der natürlichen Weltordnung ausgegangen, sondern durch Menschen, welche durch Besitz Macht erlangt hatten, ihren Interessen einseitig angepaßt. Wenn wir nicht durch unser Rechtsbewußtsein den heidnischen Römern überlegen sein werden, werden unsere socialen Verhältnisse und unsere Nation nach römischem Recht denselben Weg gehen, den die Römer unter diesem Recht gehen mußten. Der Schwerpunkt des römischen Rechts heißt „Macht", insofern Besitz Macht ist; der Schwerpunkt des natürlichen christlichen Rechts heißt „Gleichheit". —

Es werden die Wörter „Kapital" und „Geld" in folgendem vorkommen. Da die Begriffe, welche unter diesen Benennungen im täglichen Leben verstanden werden, variiren, muß ich vor Anwendung dieser Wörter erklären, was ich mit denselben bezeichne. Unter Kapital verstehe ich den Besitz an Gütern

nach ihrem Werth, welchen sie entweder dadurch haben, daß mittelst derselben weitere Güter erworben werden können oder dadurch, daß sie zur Nahrung oder zum Gebrauch verwandt werden können. Unter Geld verstehe ich das Mittel, mittelst dessen der Werth von Nutzungs- oder Gebrauchswerth habenden Gütern bei der Veräußerung oder bei der Erwerbung beglichen wird. Geld kann demnach in einem disponiblen Guthaben, mit welchem bezahlt werden kann, oder in Münzen oder Anweisungen, mit welchen bezahlt werden kann, bestehen. Ein Wechsel, welcher bis zum Verfalltage Zinsen trägt, (negativ) d. h. dessen voller Betrag erst mit dem Verfalltage voll wird, wird erst am Verfalltage Geld. Vorher ist er kein Geld, sondern er muß, um zur Zahlung dienen zu können, durch Diskontirung zu Geld gemacht werden. Jemand kann eine Million Mark Kapital besitzen, aber kein Geld haben. Das Verhältniß des Werthes des Geldes verschiedener Staaten wird hauptsächlich durch die Art ihrer Währung und die Menge ihres umlaufenden Papiergeldes bestimmt. Der jeweilige Benutzungswerth von Geld wird durch Angebot und Nachfrage bestimmt (Discont). Das Gesamtkapital, welches jemand besitzt, ist nicht sein Vorrath an Geldmünzen, sondern die Summe der Werthe seiner Güter nach ihrem Nutzungs- oder Gebrauchswerth, abzüglich der Summe seiner Verpflichtungen, d. h. der negativen Güter. Durch Pfandbriefe, Hypothekenbriefe oder Schuldpapiere irgend welcher Art, privaten oder staatlichen Ursprungs, kommt nicht mehr Kapital auf die Erde, d. h. durch dieselben wird die Summe der irdischen Güter in keiner Weise vermehrt; denn, was ein Mensch an Schuldpapieren besitzt, schuldet ein anderer, besitzt ein anderer negativ. Plus und Minus hebt sich. Wenn zu den auf einem Gute lastenden Hypotheken weitere 100 000 Mark durch den

Besitzer von irgend einem Gläubiger aufgenommen werden, so besitzt der Gläubiger oder die Gläubiger einen um 100 000 Mark größeren, der Besitzer einen um einen gleichen Betrag kleineren Antheil an dem Gute; der Nutzungswerth des Gutes aber bleibt derselbe.

Das Geben von Geld gegen Verpfändung von Gütern von der einen Seite und das Nehmen des Geldes unter solcher Bedingung von der andern Seite, d. h. die Usance der Gewährung von Darlehen gegen Pfand bringt nicht, wie vielfach behauptet wird, größere Sicherheit für den wirthschaftlichen Verkehr, sondern größere Unsicherheit. Größere Sicherheit bringt sie nur dem Geldverleiher, dem Kapitalisten. Wo immer solche Gewohnheit Eingang gefunden hat, sind die wirthschaftlichen Verhältnisse mehr unsicher, unsolider und — ein Beweis dafür — die persönliche Creditfähigkeit eine kleinere geworden. Credit heißt Vertrauen, ist das Vertrauen zu jemandem, daß er mit zum Erwerb überlassenem Gelde mindestens dieses und den für Ueberlassung schuldigen Betrag erwerben können, und dadurch zur Rückerstattung des geliehenen Geldes im stande sein wird. Dies ist der naturgemäße und ursprüngliche Charakter eines Credits, von welchem abzugehen, nationalökonomisch schädlich ist. Wie viele Menschen leihen heute Geld nicht für einen bestimmten Erwerbszweck und ohne überhaupt nachzudenken, ob sie durch das Geld in den Stand gesetzt werden, mit demselben mindestens den für die Rückzahlung erforderlichen Betrag zu erwerben? Ohne solche Voraussetzung ist die Kontrahirung jeder Schuld etwas Unberechtigtes. Das Anlage suchende Geld unterstützt das Begehen solcher Schuld. Es übersieht das Unberechtigte und sieht nur nach dem Unterpfand, drängt nach Gelegenheit zu sicherer, möglichst dauernder Beleihung, da es sich dadurch

sicher stellt. Die unberechtigte Kontrahirung einer Schuld ist eine böse That und hat mit dieser gemein, daß sie fortzeugend Böses stets gebäret. Anleihen dürften nur zum Zweck, mit dem geliehenen Gelde durch Arbeit ein größeres Kapital zu erwerben, gemacht werden und andererseits nur zu diesem Zweck in persönlichem Vertrauen gewährt werden, nicht gegen Verpfändung oder, was demselben sehr nahe kommt, lediglich auf das Vorhandensein von Kapital bei dem Geldleiher hin, ohne Rücksicht auf den Zweck.

Eine nicht von der Voraussetzung, mit dem geliehenen Gelde größeres Kapital erwerben zu können, ausgehende Kontrahirung einer ersten Hypothek ist der Keim zur zweiten u. s. w. — Wenn die Höhe der erhaltbaren Hypotheken erreicht ist, ist der Zustand nicht besser, sondern schlechter, wie er vor Aufnahme der ersten Hypothek war, da der Weg zur Gesundung ein entsprechend weiterer und schwierigerer ist. — Die Mehrzahl derjenigen, welche vor leichtfertiger Aufnahme der ersten Hypothek in Noth waren, ist nach Aufnahme der letzten Hypothek erst recht in Noth. — Wenn Jemand in Noth ist, soll er auf das Vertrauen seiner Mitmenschen sich stützen, wenn solche ihm Vertrauen, Credit gewähren; wenn nicht, muß er an die Mildthätigkeit appelliren. Dies ist das Rechte nach der Vorschrift der Natur. Durch das Hypothekenwesen wird die Noth nicht aufgehoben oder verkleinert, sondern hinausgeschoben und vergrößert.

Welche Folgen hat denn das Hypothekenwesen im wirthschaftlichen Leben gehabt? Zu den Herstellungskosten von Lebensmitteln oder Gebrauchsgegenständen kommen die Hypothekenzinsen hinzu. Das Produkt vertheuert sich um den Betrag derselben. Fortschritte der Wissenschaft und Technik arbeiten auf Verbilligung der Produktionskosten hin, Hypothekzinsen

arbeiten dem entgegen. Wenn der Landmann keine Hypothekzinsen zu zahlen hätte, würde das producirte Getreide ihm billiger einstehen. Heute stehen in den civilisirten Ländern infolge der Menge der Hypothekschulden die Agrarier großentheils vor dem Ruin. Und welches Mittel wird als Abhülfe vorgeschlagen und angewandt? Die Schutzzölle! Durch die Schutzzölle wird der Grund und Boden nicht dem Ertrage an Gütern nach, sondern dem Geldwerth der Güter, welche er hervorbringt, nach, entsprechend ertragsfähiger. Das letzte Geld, die letzte Hypothek wird um so sicherer. Das Gut kann vielleicht gar eine weitere Hypothek tragen, welche denn auch, wo es geht, bewilligt wird. So dient der Schutzzoll auch der Sicherstellung des Kapitals, und zwar auf Kosten der Allgemeinheit, welche entsprechend höhere Lebensmittelpreise bewilligen muß. Nun kommt des weiteren die durch den Schutzzoll erzielte Einnahme nicht der consumirenden Bevölkerung, welche ihn in Wirklichkeit bezahlt, zu gute, sondern wird unter die Agrarier vertheilt (lex Huene) und kommt analog dem Schutzzoll selbst, noch einmal wieder der Sicherstellung des Kapitals zu gute — zu Lasten oder zum Schaden der Gesamtheit der Bevölkerung, respektive des unbemittelten Theils derselben, da diese an dem Vortheil, den das Kapital davon hat, keinen Antheil nimmt. Somit wirken die Hypotheken dem Gleichheitsprinzip, der Gerechtigkeit entgegen; sie bieten keinerlei nationalen Vortheil, sondern lediglich nichtnatürlichen Schutz des Kapitals. — Das Pfandrecht ermöglicht dem Kapital überzuwuchern; infolge des Pfandrechts muß das Kapital in geometrischer Progression stetig zunehmen, (bei einem Zinsfuß von 4% in circa 20 Jahren sich verdoppeln) weil das auf Pfandobjekte geliehene Geld wieder zum Kapital zurückfließt und zu nochmaliger Ausleihung disponibel wird.

„Wie sollten wir aber ohne Hypotheken auskommen können", mag jemand erwidern — „wenn ich zum Beispiel ein Landgut habe, welches ich verkaufen will, im Werthe von 200 000 Mark, so finde ich schwer oder kaum einen Käufer, welcher mir diese ganze Summe ausbezahlen kann, er kann vielleicht die Hälfte zahlen, die andere Häfte muß alsdann doch als Hypothek eingeschrieben werden?" — Ich glaube nicht, daß sie dieses muß, sondern im Gegentheil, daß es national vortheilhafter ist, wenn sie nicht eingeschrieben werden darf; denn in ersterem Falle ist dem Verkäufer die Qualität des Käufers, sowie die Art, in welcher er das Gut weiter bewirthschaftet, gleichgültig, da ja die Hypothek das nicht bezahlte Kapital sicher stellt; in letzterem Falle wird er darauf sehen, daß nur ein Mann, welcher das Gut fachmäßig und gut bewirthschaftet, dasselbe bekommt.

Ohne unser Pfandrecht würden Landgüter naturgemäß durch die Zunahme der Bevölkerung sich soweit theilen, daß von dem Ertrag eines Gutes eine kleine Landmannsfamilie existiren könnte, aber im allgemeinen nicht weiter. — Hypotheken rufen bei Erbtheilungen der Landmannskinder ungerechte und oft nicht zu entwirrende Verhältnisse hervor.

Hypotheken und Pfandbeleihungen sind nur angebracht, wo ihr Zweck nicht eine Placirung von Kapitalien, sondern eine leichtere Uebertragung von Waren ist auf ihrem Wege, welchen sie von der Hand des Producenten bis zur Hand des Konsumenten durchlaufen müssen. Es gehören hierhin z. B. im Handelsverkehr vorkommende Lagerscheine (warrants) mit den Umständen entsprechender Verfallzeit, Konnossemente, Frachtbriefe, Ueberweisungsscheine, sowie auch Anweisungen und Wechsel.

Ebenso wie Erwerbsgesellschaften, Kaufleute, Bankiers muß auch ein Staat sich vor Kontrahirung einer Schuld die Frage

7*

vorlegen und beantworten, zu welchem Zweck und zu wessen Gunsten das Geld geliehen wird, ob zum Vortheil einzelner Klassen seiner Unterthanen oder zum Vortheil der Gesamtheit, ob nur zum Vortheil der Gegenwart oder auch zum Vortheil der Zukunft. Aus Beantwortung dieser Frage ergiebt sich, durch welche Mittel nicht nur die Zahlung der Zinsen, sondern auch die Rückzahlung der Schuld zu bewirken ist. In der kaufmännischen Buchführung wird als Gegenposten zu der Schuld, welche dem Gläubiger gutgeschrieben wird, ein betreffendes anderes Conto belastet, und dieses Conto, für welches die Schuld kontrahirt ist, muß den Gegenwerth des belasteten Betrages wieder aufbringen und sich wieder ausgleichen. Kaufmännische Buchführung basirt auf dem System der Gleichheit. Wenn ein Staat eine große Anleihe zum Bau eines Kanals, von welchem nur ein bestimmter Landstrich Vortheil haben kann, aufnehmen und die Verzinsung der Gesamtheit auferlegen, die Schuld aber rücksichtslos der Nachwelt überlassen würde, so wäre solches dem Gleichheitsprinzip entgegengesetzt; die Schuld müßte in solchem Falle zu Lasten der Betheiligten sein und Kapital und Zinsen der Anleihe durch diese, durch einen Durchgangszoll auf die Waren, getilgt werden. Falls diese die nothwendige Abgabe nicht tragen können, ist die Anlage unrentabel und dürfte, falls sie nicht weiteren Zweck hat — nicht ausgeführt werden. Wenn zum Schutz des Landes durch eine besondere Lage der Verhältnisse außerordentliche Ausgaben für die Armeen erforderlich sind, müssen solche von denen, die geschützt werden wollen, aufgebracht werden, durch eine entsprechend höhere Abgabe von ihrem Einkommen; dürfen jedoch nicht der Nachwelt, welche erst in zweiter Linie Vortheil davon hat und an welche vielleicht auch außerordentliche Ausgaben herantreten, zum großen oder größten

Antheil einfach als Staatsschulden überlassen werden, denn jeglicher Tag hat seine eigene Plage. Die für Verzinsung und Tilgung von der Vorwelt übernommener Staatsschulden erforderlichen Beträge werden aufgebracht und können nur aufgebracht werden von den jeweilig in der Gegenwart lebenden Menschen pro rata ihres Einkommens und zu Gunsten der Inhaber der Staatspapiere. Da diese Letzteren dasjenige, was sie selbst für ihren Theil zur Verzinsung der Staatsschulden beitragen, vielfach wiedererhalten, ist das Gesamtresultat, daß der nicht Staatspapiere besitzende Theil der Bevölkerung eine Quote des Erlöses seiner Arbeit zu gunsten des andern Theils abgeben muß. Staatsschulden, ebenso wie Pfand- und Hypothekbriefe bieten die Möglichkeit, daß sich Jemand ohne Arbeit einen Antheil an der Gesamtheit der Güter, welche durch die Arbeiten der Menschen erworben werden, verschafft und sichert. Staatsschulden und Hypotheken bewirken, daß die Arbeit nicht ihren vollen Lohn erhält. Dieselben tragen nicht zur Mehrung der für die Menschheit erforderlichen Existenzmittel bei. Es ist eine irrige Auffassung, daß die Menschen von Staatsschulden leben können. Wäre dies der Fall, ließe sich die sociale Noth ja leicht dadurch abschaffen, daß für jeden neuen Erdenbürger ein Päckchen Staatspapiere geprägt und ihm mit auf den Lebensweg gegeben würde. Vor einigen Jahrhunderten glaubte die Menschheit, der Stein des Weisen würde gefunden sein, wenn es gelänge, aus werthlosen Stoffen Gold zu machen. Wenn unser ganzer Erdball meterdick mit massivem, reinem Gold umkleidet wäre, würden wir Menschen alle verhungern. Die Menschen können weder von Gold noch von Schuldscheinen leben, sondern nur von Lebensmitteln, welche sie der Erde durch Arbeit abgewinnen.

Jeder Credit für den Consum ist etwas Unnatürliches und Ungerechtes. — Die sogenannten Abzahlungsgeschäfte tragen nicht zur Besserung, sondern zur Verschlechterung der wirthschaftlichen Verhältnisse bei. Ein Krämer kreditirt, er sieht es gern, wenn jemand ein Contobuch bei ihm einrichtet. Wenn ein Einzelner einmal überhaupt nicht bezahlt, so schadet dies nichts, weil dieser Fall vorgesehen und die Preise darnach gestellt waren. Der Solvente zahlt den Ausfall mit. Wenn der Solvente der bequemeren Zahlungsweise halber ein Contobuch wünscht, weshalb kann er den Betrag, für welchen er Waren zu konsumiren denkt, nicht vorher in einem oder mehreren Malen einzahlen? Unsere Ansichten von Schulden für den Konsum sind so irrige geworden, daß wir das Eingehen einer solchen Schuld kaum noch für etwas Unrechtes halten.

Es sei mir gestattet, eine Geschichte aus dem täglichen Leben kurz zu erzählen. Dieselbe hat sich an einem Sonntag zugetragen. „Heute“, sagt die Frau, „müssen wir eine Nußtorte haben.“ Der Mann antwortet: „Verflossene Woche habe ich nicht so viel verdient, auch von früher nicht so viel erübrigt, um heute Geld dafür übrig zu haben.“ — „Das macht ja nichts,“ sagt die Frau, „ich kann sie dem Bäcker ja nur schuldig bleiben. Eine Nußtorte müssen wir haben, frage nur Lenchen, es ist ja heute Sonntag.“ Aus diesem Grunde wird denn die Torte geholt. Sie schmeckt schön. — Nach meiner Meinung zeugt es von einem verdorbenen Geschmack, daß die geliehene Torte schön schmeckt. — Wie der Anfang der Geschichte war, so ist auch die Fortsetzung, bis der Schluß kommt. Der Schluß ist, daß der Bäcker nicht mehr leihen, ja nicht nur das, sogar sein Geld haben will. Er versucht die Bezahlung mit Hülfe der barbarischen Staatsgesetze zu erzwingen. Und noch dazu zu einer

ungelegenen Zeit, zu einer Zeit, wo das Geld für die Bezahlung absolut nicht da ist. In einer Woche würde es eher da sein. Der Unbarmherzige, weshalb kann er nicht warten? Wozu braucht er das Geld von denen, die ja so wie so fast nichts haben, überhaupt? Ihnen ihr bißchen Brot noch wegzunehmen! Er hat ja Geld genug, mehr als wie er überhaupt gebrauchen kann! — So ist denn für Vater, Mutter und Tochter der Bäcker zum greifbaren Repräsentanten jener Klasse der Reichen geworden, welche den Armen ihr Brot wegnehmen. „Das," sagen sie, „würde im socialdemokratischen Staat doch anders sein." —

Und in letzterem Punkte haben sie recht, denn im socialdemokratischem Staat würde es keine Schulden geben, da niemand auf Credit, sondern nur gegen Arbeitsmarken Lebensmittel bekommen würde. Dies ist das Natürliche, Berechtigte, das Gute der socialdemokratischen Lehre, daß sie Schulden als etwas Unnatürliches überhaupt nicht kennt; sondern, daß jeder nur den Erlös seiner Arbeit konsumiren kann. Betrachten wir doch unsere Geldmünzen als Arbeitsmarken! Dies ist das Freiland, der zu erstrebende Zustand; wenn derselbe erreicht ist, wird es niemand einfallen, nach künstlichen und unnatürlichen socialen Einrichtungen zu verlangen, sondern, wenn das Unnatürliche aufgehoben ist, jeder unsere natürliche Gesellschaftsverfassung, den freien Kampf ums Dasein als das Richtige anerkennen. Zu Zeiten, wo es bei Völkern keine Schulden gab, ist von denselben niemals nach einer künstlichen Gesellschaftsorganisation verlangt worden. — Auch ohne Hypothekbriefe und Staatspapiere haben die Menschen ihr erworbenes Kapital erhalten, ihre Güter verwerthen können, allerdings nur in der Arbeit und durch Arbeit, und deshalb konnte das Kapital nicht überwuchern. Wenn die Menschheit auf diesen Stand zurückgeht, schreitet sie nicht zurück, sondern sie ist zurück-

geschritten dadurch, daß sie von diesem Stand abging. — Christus stieß die Tische der Pfandleiher um.

Aber wie kann unser socialer Organismus den Zustand der Gesundheit wiedererlangen? Ein Kranker muß besonders zart behandelt werden, und es darf keine Kur angewandt werden, welche er nicht mehr ertragen kann. Die Pfandgesetze können nicht plötzlich aufgehoben werden. Der erste Schritt zur Gesundung ist ein Verbot, ferner auf Credit zu konsumiren, weitere Hypotheken und Schuldscheine auszustellen, der zweite: ein Hinwirken auf allmähliche Verkleinerung der bestehenden Schulden — mag dieses auch nicht leicht und theilweise schmerzhaft sein. Thun wir es nicht, so geht der Körper zu Grunde oder muß nach viel schmerzhafterem, gewaltsamem Umsturz auf künstlichen Beinen gehen, so lange, wie es geht.

Gleichheit des Erwerbs.

Durch den freien Kampf ums Dasein wird der Fortschritt einer Bevölkerung mehr gefördert, als wie durch künstliche Erwerbsorganisationen. In allgemeiner Freiheit liegt Gleichheit für Alle und Gerechtigkeit. Wenn einzelne Erwerbszweige durch besondere Gesetze begünstigt werden, kann solches nur auf Kosten der andern Erwerbszweige geschehen. Länder, in denen einzelne Erwerbszweige der freien Concurrenz genommen und Staatsmonopol geworden sind, sind in diesen Zweigen gegen sich in freier Concurrenz entwickelnde Staaten ausnahmslos zurückgeblieben. Das System der freien Konkurrenz, welches Adam Smith lehrt, ist das naturgemäße und das vortheilhafteste, wenn vom Staate verhindert wird, daß sich die Stärke des Stärkeren, wie solches durch das Pfandrecht geschieht, gegen die Gesamtheit richtet.

Wir haben gesehen, daß die Zahl der Menschen, welche auf der Erde existiren können, abhängig ist von dem Quantum

Lebensmittel, welches hervorgebracht wird. Der Landmann producirt so viel mehr Lebensmittel, als wie er selbst gebraucht, um sich gegen den Ueberschuß andere Gegenstände, welche er zum Zweck der Bearbeitung des Landes, zur Bekleidung, zum Lebenscomfort gebraucht, einzutauschen. Da Land, welches unter Cultur steht, nachgewiesenermaßen durch eine einzelne Mannesarbeit etwa viermal so viel Getreide hervorbringen kann, als wie ein Arbeiter für eine kleine Familie gebraucht, sollte man, oberflächlich betrachtet, meinen, daß dann ja in einem Lande keine Noth existiren könne, in welchem jeder sein eigenes Getreide baue. Doch ist dies nicht der Fall, wie ausschließlich oder fast ausschließlich Getreide bauende Länder, z. B. Polen, Theile Rußlands u. s. w., zeigen. In jenen Ländern herrscht unter der Bevölkerung große Noth und Armuth. — Die Getreidemenge wirkt auf Bevölkerungszunahme, so daß bald nicht jeder mehr so viel Land bekommen kann, wie zur Hervorbringung des zur Existenz seines Lebens nothwendigen Getreides erforderlich ist. Dann fehlen noch alle sonst zum Leben nöthigen Bedürfnisse, welche bei den im Verhältniß zum Getreide hohen Preisen dann doppelt schwer zu beschaffen sind. Noth würde nur in dem Falle nicht entstehen, wenn die Zahl der Bevölkerung dieselbe bleiben würde.

Bei Theilung der Gesamtarbeit ist es gerecht, wenn der Antheil, welchen der einzelne von dem Gesamterwerb bekommt, der Quantität und der Qualität seiner Arbeit proportional ist. Insoweit die freie Concurrenz diesen Antheil bestimmt, bestimmt sie an sich demgemäß, von den Verwirrungen und Mißverhältnissen, welche durch das Pfandrecht hervorgerufen sind, abgesehen. In Fällen, wo der in freier Concurrenz für eine Arbeit erlangte Lohn kein gerechter zu sein *scheint*, sind nicht in Betracht gezogen, entweder: erstens dasjenige, was dem Betreffenden zur Erlangung

eines gleichen Lohns, wie ein Anderer erhält, an Befähigungen fehlt; oder: zweitens eventuelle größere Ehre, welche mit dem Lohn einer Arbeit verknüpft ist; oder: drittens, ob es nur die freie Concurrenz gewesen ist, welche die Höhe des Lohns bestimmt hat. Die Qualität irgend einer Arbeit ist nicht eine absolute, sondern eine relative, d. h. sie steht in einem Verhältniß zu demjenigen, was die Menscheit überhaupt jeweilig leistet. Wenn vor einigen tausend Jahren Jemand einen Brief schreiben konnte, so war solches ein besonderes Können. Heute ist solches Können nicht hervorragend und hat an sich kein Anrecht auf hervorragenden Lohn. Je allgemeiner ein Können wird, um so kleiner wird der Lohn, welcher dem Einzelnen von dem Gesamterwerb für solche Leistung naturgemäß zufällt, um so schwieriger wird der Erwerb, und dieses treibt zu neuem Fortschritt. Am niedrigsten muß demnach die reine körperliche Arbeit bezahlt werden. Ein Mensch, welcher etwas geschickt macht, muß mehr verdienen, sich einen größeren Antheil erwerben an dem Gesamtquantum Lebensmittel, welche hervorgebracht werden, respektive von dem Gelde, dem Werthe, wofür er solche haben kann, als wie ein ungeschickter Arbeiter. Durch einen richtigen Blick in die Zukunft, d. h. das Ziehen richtiger Schlüsse nach der Erfahrung auf das, was eintreffen wird, durch richtige Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse, verbunden mit Fleiß und dem praktischen Unternehmungsgeist, können Werthgegenstände viel zahlreicher erworben, mehr verdient werden, als durch rein körperliche Arbeit, und berechtigterweise, da diese viel größere Fähigkeiten und Bildung voraussetzen, als jene. Wer die Strömungen und Erfordernisse seiner Zeit begreift und erfaßt, ein gewaltiges Unternehmen, industrieller, commercieller oder financieller Art, ins Leben ruft und erhält, verdient viel mehr als z. B. ein Gelehrter irgend

eines Faches. Ist dieses nicht gerecht? Welche besondere Kraft und welches Geschick, welche ungeheure Arbeit und Energie erfordert nicht ein solches Unternehmen? Der Großunternehmer muß in ganz anderem Maße starkem Willen seine eigenen Neigungen unterordnen, als wie ein Gelehrter. — Es ist im allgemeinen nicht richtig, den Lohn der körperlichen Arbeitskraft (Arbeitslohn) abhängig zu machen von dem Lohn des Arbeitgebers (Gewinn und Verlust), da die Muskelkraft des Arbeiters in keinem Abhängigkeitsverhältniß steht zur Gedankenkraft des Unternehmers. Den Arbeiter an einem Unternehmen participiren zu lassen, halte ich im allgemeinen für unnatürlich und unrichtig, doch giebt es hier gemäß der verschiedenen Natur der Unternehmungen manche Fälle, in welchen die Sache entsprechend anders liegt. Wenn z. B. Jemand 100 geschickte Maler engagirt hat und seine eigene Beschäftigung, sein Unternehmen lediglich darin besteht, diesen Malern Arbeit nachzuweisen, dieselben, wo immer in der Stadt etwas zu malen ist, anzustellen, so ist der Lohn, welchen er selbst bekommt, natürlich abhängig von der Arbeit der Maler und eine Gewinnbetheiligung derselben angebracht. — Der Werth, welchen ein durch Arbeit hergestelltes Produkt hat, ist nicht identisch mit dem Verkaufswerth desselben. Der Verkaufswerth ist ein schwankender und wird durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Der durchschnittliche Verkaufswerth muß um die Höhe der Verkaufskosten und des Lohns für die Arbeit des Kaufmanns den Herstellungswerth übersteigen. Die Höhe des Arbeitslohns für die reine körperliche Arbeit wird den zum Lebensunterhalt einer kleinen Familie nothwendigen Betrag niemals auf die Dauer überschreiten, aber auch niemals dauernd hinter derselben zurückbleiben können. Steigt infolge plötzlich eintretender stärkerer Nachfrage nach Arbeitskräften der Geldpreis

der Arbeit, so wird größere Bevölkerungszunahme stattfinden und alsdann, bei der größeren Nachfrage nach Lebensmitteln, auch der Geldpreis dieser steigen. Je mehr eine Arbeiterbevölkerung an gesunder Kost, Wohnung und Kleidung als zum Leben nothwendig erachtet, um so höher wird sich im allgemeinen der niedrigste Geldpreis der Arbeit stellen. So relativ niedrig wie in China, wo die Leute kaum mehr wie Reis im Werthe von etwa 20 Pfennigen für den Tag als zum Leben nothwendig erachten, wird der Arbeitslohn bei einer Bevölkerung, welche mehr zum Leben nothwendig erachtet, niemals sinken. Wie viel Lebenscomfort eine Arbeiterbevölkerung erlangen kann, wird umgekehrt bestimmt durch die Höhe des geistigen Niveaus der Fortgeschrittensten der Bevölkerung und die dadurch bedingte internationale Concurrenzfähigkeit. Im Falle von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmer würden solche wol am zweckdienlichsten obligatorisch geschlichtet durch von einer Genossenschaft der Arbeitgeber und einer Genossenschaft der Arbeitnehmer erwählte Schiedsgerichte, denen im Falle der Nichteinigung eine von der Regierung festgesetzte Behörde als Obmann zu dienen hätte.

Wie das Verhältniß von Kranken zu Gesunden ist, ist das Verhältniß der Proletarier zu den übrigen Menschen. Das Proletariat bilden Leute, welche nicht durch ihren Glauben und Willen fortgeschritten, sondern zurückgegangen sind. Der ordentliche, strebsame Arbeitsmann steht weit über dem Proletarier. Wie sich Krankheit nicht ganz aus der Welt schaffen läßt, läßt sich das Proletariat nicht ganz aus der Welt schaffen. Wie kein Staat die Noth einfach abschaffen kann dadurch, daß er genügend Getreide vertheilen läßt, so *kann* bei der Vermehrungsfähigkeit der Menschen auch *kein Staat jedem ein Anrecht*

auf Arbeit gewährleisten. Je naturgemäßer aber die Verhältnisse sind, um so kleiner ist die Menge der Proletarier. Das Ueberwuchern des Kapitals muß eine übermäßige Zunahme des Proletariats zur Folge haben.

Es wird häufig gesagt, daß ein Börsenspieler in einer Stunde mehr verdienen könne, wie ein Arbeiter in einem Jahr, und dieses sei doch eine Ungerechtigkeit. Die Sache ist nicht ganz so, denn der Börsenspieler verdient nicht außergewöhnliche Gewinne, sondern gewinnt sie durch Glückszufälle und kann sie ebensowol verlieren. Die außergewöhnlichen Gewinne der Börsenmänner, d. h. dasjenige, was dieselben eventuell außer dem ihnen zukommenden Lohn für ihre Arbeit als Verkaufs- oder Einkaufs-Courtage, Provision oder dergleichen durch Hausse- oder Baisse-Bewegung gewinnen, balancirt mit demjenigen, was verloren wird. Was die Baissiers gewinnen, verlieren die Haussiers, oder was die Haussiers gewinnen, müssen die Baissiers verlieren. Von denjenigen, welche nur von der Hausse oder Baisse profitiren wollen (Jobbern), verarmen ebensoviele, wie reich werden. Der Börsenmann, dessen Gewinn auf seiner Arbeit basirt, ist in der Regel zufrieden, wenn die Hausse- oder Baisse-Bewegungen ihm den Lohn seiner Arbeit nicht verkürzen. Hausse- und Baisse-Wellen in Waren, welche anfänglich durch die Neuheit der modernen Verkehrsverhältnisse besonders groß sein mußten, werden naturgemäß allmählich um so kleinere werden müssen, je mehr die Preis bestimmenden Faktoren lange im voraus erkannt und demgemäß ein Mißverhältniß zwischen Produktion und Bedarf ausgeglichen werden kann. Nur nicht vorherzusehende Elementarereignisse werden alsdann unerwartete Preisänderungen hervorrufen. Das Spiel läßt sich leider nicht von berechtigter und nothwendiger Spekulation trennen, aber das

Spiel an sich ist kein Segen. Wenn die Möglichkeit, mit Leichtigkeit im Spiel zu gewinnen, segensreich wäre, hierdurch summa summarum Güter erworben werden könnten, müßten ja Spielbanken, wie eine solche noch in Monte Carlo existirt, segensreich sein. Die wenig Bemittelten, welche in Monte Carlo wohnen und die Möglichkeit haben, durch Setzen eines Fünffrankstückes an einem Abend viel zu gewinnen, sind aber deshalb nicht besser, sondern eher schlechter daran, wie die wenig Bemittelten an anderen Plätzen. Spielsucht beruht auf der natürlichen Sucht der Menschen, möglichst viele Mittel zu erwerben, verbunden mit Nichtbeachtung des natürlichen Gesetzes, daß Mittel nur durch Arbeit erworben werden können.

Daß Unternehmer die Nothlage einer Arbeiterklasse ausbeuten und sogenannte Hungerlöhne bewilligen, sollte durch bereits genannte Schiedsgerichte vermieden werden. Wenn Ausnahmen vorkommen — und es lassen sich keine Gesetze geben, welche nicht übertreten werden können — so fordert solches die Mildthätigkeit der Bevölkerung gegen die Arbeiter und die Verachtung gegen die Unternehmer heraus. —

Wenn hier und da in der Praxis Mißverhältnisse insofern vorkommen, daß die Arbeit nicht den verhältnißmäßigen Lohn bekommt, so ist deshalb die Theorie der Gleichheit und gerechten Vertheilung durch die freie Concurrenz nicht falsch und durch eine andere zu ersetzen, sondern im Gegentheil sind die Ursachen der Abweichung zu untersuchen und abzuändern, und ist dahin zu wirken, daß das Gesetz der Gleichheit in vollkommenerer Weise zur Ausübung gelangt. —

Gleichheit der Volksvermehrung.

Auch hinsichtlich der Bevölkerungszunahme der verschiedenen Gesellschaftsklassen ist auf Gleichheit hinzuwirken. In den heutigen civilisirten Staaten vermehren sich die unteren Gesell-

schaftsklassen verhältnißmäßig mehr als die oberen. Da die Natur dem Menschen vorschreibt, sich nur fortzupflanzen auf die Annahme hin, daß seine Nachkommen voraussichtlich die Möglichkeit haben werden, sich eine ebenso gute Lebensstellung, wie er selbst hat, zu verschaffen, ist es in den bemittelten Gesellschaftsklassen berechtigterweise die Schwierigkeit, bei den seitherigen Lebensgewohnheiten eine Familie zu erhalten, der Familie den gewohnten Lebenscomfort zu verschaffen, welche von zu frühzeitigem Heirathen abhält. Insofern die Ansprüche, welche an das Leben gestellt werden, keine übertriebenen, sondern berechtigte sind, ist dieser Abhalt ein berechtigter. Wenn er nicht wäre, würde Vermehrung mit Verschlechterung der Lebensverhältnisse der Menschen Hand in Hand gehen. Unberechtigt ist dieser Abhalt, wenn die Ansprüche, welche ans Leben gestellt werden, unberechtigte und übertriebene sind, und würde in dieser Beziehung allgemeineres, früheres Heirathen der Bemittelten eine allgemeine Wandlung zum Besseren bewirken.

Der Hauptgrund, aus welchem die bemittelten Gesellschaftsklassen verhältnißmäßig weniger heirathen, wie die unbemittelten, liegt wol in der Verschiedenheit des gesellschaftlichen Verkehrs. In den unteren Gesellschafsklassen lernen die jungen Leute beiderlei Geschlechts sich theils auf dem Wege zur Arbeit oder bei gemeinsamer Arbeit, theils bei den Vergnügungen, Sommertouren, Tanzbelustigungen u. s. w. kennen. In den oberen Gesellschaftsklassen sehen sich die jungen Leute in Theatern, Concerten, Gesellschaften u. s. w., aber lernen sich im allgemeinen viel weniger kennen, sich nicht schätzen und lieb gewinnen. Sie sind nach der Form erzogen und gehen im allgemeinen nicht aus dieser Form heraus. —

Bei den Unbemittelten ist die Ursache relativ zu großer

Vermehrung namentlich der Umstand, daß das Leben ihnen wenig Genüsse bietet. Wir haben gesehen, daß die bemittelten Klassen durch den gewohnten Lebenscomfort von zu frühem Heirathen abgehalten werden. Auf analogen Lebenscomfort wie die Bemittelten haben auch die Unbemittelten Anrecht und wird auch die Wirkung eine analoge sein. Wenn man die Lage der Arbeiter möglichst gut gestaltet, ihnen die Möglichkeit, sich eine gewisse Behaglichkeit in ihrer Wohnung, schmackhafte Nahrung, gute Kleidung, gewisse Erholung und Freude u. s. w. zu verschaffen, erleichtert, so vergrößert dies nicht die Bevölkerungszunahme, sondern schränkt sie ein. Je niedriger die Preise für Lebenscomfort, Wohnungen, Industrie-Erzeugnisse u. s. w. im Verhältniß zu den Preisen für Getreide sind, um so besser wird die Lage des Arbeiters auf die Dauer sein, nicht allein, weil er für den nicht in Getreide oder Fleisch consumirten Theil seines Verdienstes sich verhältnißmäßig viel Comfort verschaffen kann, sondern auch, weil der Mangel an Getreide und Fleisch, d. h. der verhältnißmäßig hohe Preis des Lebensunterhalts, von zu schneller Vermehrung abhalten wird. — Aus diesem Grunde ist in einem Lande die Lage der Arbeiterklasse dauernd um so schlechter, je billiger die Preise für nothwendige Lebensmittel verhältnißmäßig sind. In welcher erbärmlichen Lage befinden sich gerade diejenigen Völker, bei denen Getreide u. s. w. verhältnißmäßig billig ist, z. B. die Südrussen u. s. w.

Durch statistische Aufstellungen ist in jüngster Zeit festgestellt, daß in einem Lande, in welchem die Männer relativ fortgeschritten sind, in welchem die Möglichkeit, Existenzmittel zu erwerben, für sie eine relativ große ist, die Zahl der Knabengeburten die der Mädchengeburten übersteigt. Ein starkes Ueberwiegen der Zahl der Mädchengeburten ist ein Zeichen eines Sinkens des Fortschritts.

Nach einem Kriege überwiegt die Zahl der Knabengeburten. Welche Weisheit erkennen wir wieder in dieser Anordnung der Natur?

Gerechtigkeit.

Da der Maßstab für Recht und Unrecht in der Natur des Menschen liegt, muß in derselben auch der Maßstab für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit enthalten sein. Die Strafen der Natur müssen gerecht sein. Unsere von diesem Gesichtspunkte ausgehenden philosophischen Studien stehen leider noch auf einer sehr primitiven Stufe; wir haben uns der Gerechtigkeit Gottes wenig genähert. Wir wissen, daß die Natur ein Kind kranker Eltern bei gleichem Vergehen gegen die Natur mehr straft, wie ein Kind gesunder Eltern; wir sagen, es ist mehr zu Krankheiten disponirt. — Wenn wir nun davon ausgehen, daß die durch unsere Strafgesetze vorgesehenen Strafen nicht den Zweck haben sollen, den Menschen Schmerzen zu verursachen, sondern auf Besserung der Menschen hinzuwirken, ihre animalischen Neigungen, welche sich ihrem Willen nicht unterordnen, zu bessern; so ist es wol zweifellos, daß das Strafmaß bei Kindern unbescholtener Eltern ein anderes sein müßte, z. B. wie bei Kindern notorischer Verbrecher. — Wenn das Kind eines Diebes zum erstenmale stiehlt, so kann nur eine sehr empfindliche Strafe bewirken, daß das Kind nie wieder stiehlt. Wenn das Kind eines ordentlichen, unbescholtenen Arbeiters zum erstenmale stiehlt, kann die Strafe kaum klein genug sein; die leiseste Verwarnung würde genügen; schon das mit dem gerichtlichem Verhör verbundene Schamgefühl ist eher zu viel als zu wenig Strafe; eine schwere Bestrafung aber würde das Ehrgefühl benehmen und somit eher auf Verschlechterung als auf Besserung hinwirken. — Beim Kinde des notorischen Verbrechers dagegen würde die leise Verwarnung zwecklos sein, hier bedarf es starker Erschüt-

terung. Ein ehrwürdiger General erzählte mir einmal, daß er in seinen jungen Jahren einem notorischen Säufer und Sohn eines Säufers, welcher als Rekrut zu ihm gekommen sei, gleich beim erstenmal, wie derselbe betrunken gewesen sei, in seinem betrunkenen Zustande eine gehörige Prügelstrafe habe verabreichen lassen und daß der Mensch dadurch dauernd gebessert worden sei. Es ist dieses keineswegs unnatürlich: mit der starken Neigung zum Trinken wird später immer eine Erinnerung an die Schmerzen der Strafe verknüpft gewesen sein und ihn vom Trinken abgehalten haben.

„Würde es aber nicht ungerecht sein, die Strafen der Kinder von den Vorbestrafungen der Eltern abhängig zu machen, sie können ja doch für die Vergehen der Eltern selbst nichts dafür?" Es würde nicht ungerecht sein, denn unserm Fleisch und Blut nach sind wir eben kein Selbst, sondern ein Produkt. Ein Selbst sind wir nur, insofern wir unsere Neigungen durch unsern Willen und Glauben selbst ändern.

Durch natürlichen Fortschritt einer Bevölkerung, bei auf dem natürlichen Principe der Gleichheit beruhenden staatlichen Einrichtungen müssen die socialen Nothstände mehr und mehr aufhören einerseits weil eine gebildetere Bevölkerung hinsichtlich ihrer Vermehrung mehr Rücksicht auf ihre Nachkommen nehmen, daher die Zahl der Bevölkerung mehr in richtigem Verhältniß zur Menge der vorhandenen Lebensmittel stehen wird, andererseits weil eine Vertheilung dieser Lebensmittel in richtigem Verhältniß zur Arbeit und dem ererbten Können der einzelnen Menschen stattfinden wird.

Dieses ist der Weg der Gerechtigkeit, welcher allein zur inneren Befriedigung und Zufriedenheit der Menschen führen kann im Gegensatz zu allen künstlichen Gesellschaftsorganisationen.

Wer sollte im socialistischen Staat zur allgemeinen Zufriedenheit den Antheil bestimmen, welcher jedem für seine Arbeit zukäme? Die Vertheilung würde es mehr an Gerechtigkeit fehlen lassen, als die heutige Gesellschafts-Verfassung. Nun gar erst im communistischen Staat. Die gemeinschaftliche Production würde nur durch eine unerträgliche, strenge Polizeidespotie ermöglicht werden können; dabei würde die Bevölkerung aber rapide, sich in gewissen Zeitabschnitten stets verdoppelnd, zunehmen, da die Ernährung der Kinder nicht Sache der Einzelnen, sondern der Allgemeinheit sein würde. Weil dies aus Mangel an Unterhaltsmitteln auf die Dauer nicht anginge, würden auch hierin despotische Zwangsmaßregeln eingeführt werden müssen. Welcher Mensch würde unter solchen Einrichtungen leben mögen? Die heutige Socialdemokratie hat ihre Wurzel nicht in zu niedrigen Durchschnitts-Arbeitslöhnen, sondern in einem Gefühl der Unzufriedenheit, welches bei Mangel an Kenntniß der natürlichen Gesetze aus Mangel an Gleichheit entsteht und entstehen mußte. Die Entstehung der Socialdemokratie war kein Zufall, sondern eine nothwendige Folge. Wenn einerseits die Sozialdemokraten die Unumstößlichkeit der natürlichen Gesetze der Weltordnung kennen lernen, erkennen würden, daß Menschen nur durch Arbeit und Fortschritt im Kampf ums Dasein eine bessere Lage erringen können, glaube ich, daß die fortgeschritteneren Gesellschaftsklassen sich wol mit ihnen vertragen könnten; wenn anderseits die fortgeschritteneren Gesellschaftsklassen die nach dem Gesetze der Natur allen Menschen zukommende Möglichkeit, durch Gleiches Gleiches zu erreichen, ihnen nicht verkümmern würden, glaube ich, daß auch die Sozialdemokraten sich mit jenen vertragen könnten. —

Nur die freie Fortentwickelung im Kampf ums Dasein führt zur Zufriedenheit, zur Freude, zum Glück der Menschen. Die Natur hat den Menschen so geschaffen, daß er nicht um so glücklicher wird, je mehr Güter er besitzt, sondern je mehr er fortschreitet. — Freudige und freundliche Menschen sollen wir sein. Christus war freundlich. Christus sagte, daß wir nicht sorgenvoll sein sollen, ob wir in der Zukunft Nahrung und Kleidung haben werden. Wir sollen mit unsern natürlichen Befähigungen, mit unserer Muskelkraft oder Gedankenkraft arbeiten, den Kampf ums Dasein kämpfen, aber sorgenvoll sein, bringt keinerlei Nutzen und ist unchristlich.

Nationen.

Nicht nur der einzelne Mensch soll dem andern gegenüber, sondern auch eine Nation der andern gegenüber christlich sein. Denken wir uns, um ein Beispiel zu wählen, daß von drei rivalisirenden Nationen die erste in eine financielle Krisis geräth. Die zweite Nation fragt sich, wie sie selbst aus dieser Sachlage Vortheil ziehen kann und handelt demgemäß; die dritte Nation sagt sich, daß auch sie selbst einmal in dieselbe Lage kommen könne und demgemäß handeln müsse, daß es jedenfalls ihre Pflicht sei, der ersten Nation zu helfen. Die zweite Nation wird von ihrer Handlungsweise summa summarum schwerlich Segen haben. Die in eine Krisis gerathene erste Nation wird aber später das Zufügen eines Schadens nicht durch ein Vorgehen, einen Krieg gegen die zweite Nation rächen müssen, sondern nur sagen können: Dies konnte ich nicht helfen; wenn ein gleicher Fall wieder einträte, müßte ich mir solches wieder von ihr gefallen lassen. — Zwar heißt es im Kampf ums Dasein: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“ Dies ist das Gesetz, und es bleibt bestehen. Christus hebt dies Gesetz nicht auf, sondern erwähnt es ausdrücklich und ergänzt es dann dadurch, daß er sagt

(Matth. 5, 39—42): „daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Es ist nach dem ganzen Zusammenhang des betreffenden Bibelabschnittes unzweifelhaft, daß es sich hier um eine Nothlage handelt und gesagt werden soll, daß man nicht unter allen Umständen zugefügten Schaden zu rächen hat. —

Unter christlicher Handlungsweise im allgemeinen ist das zu verstehen, was der Engländer unter der Handlungsweise eines Gentleman versteht. Wie ein Gentleman handeln, heißt: auch da nach eigenem Willen recht handeln, wo die bestehenden Gesetze ein unrechtes Handeln ungestraft zulassen würden. Nicht der Reichthum macht den Gentleman; man kann arm sein, aber doch ein Gentleman (poor, but a gentleman still). Was andere Nationalitäten unter dem Begriff eines Gentleman verstehen, neigt sich etwas mehr dem englischen Begriff „swell" zu. Feine Engländer stehen auf einer besonders hohen Stufe der Civilisation — ich spreche natürlich nicht von jenen durchschnittlich auf keiner hohen Bildungsstufe stehenden Engländern, welche ihre Ferientage billig auf dem Continent verleben; jede Nation hat eine derartige Klasse Leute aufzuweisen, nach deren Bildung sie nicht beurtheilt werden möchte, noch beurtheilt werden darf. — England ist das Vaterland des Sports, die englischen Gentlemen treiben Sport. Sport treiben heißt in seiner ursprünglichen Bedeutung, nach Vervollkommnung in irgend einem Fache streben, ohne für dieses Streben Lohn oder Bezahlung für sich selbst zu erwarten. Der englische Gentleman stärkt seinen Körper durch Spiele im Freien, Rudern, Jagden u. s. w.; er ißt relativ natürliche Speise. So lange England seine Gentlemen behält, wird die englische Nation nicht untergehen. —

Wol von allen Nationalitäten kann man etwas Gutes lernen. Der Franzose zeichnet sich aus durch seine Rührigkeit und Lebendigkeit des Geistes, seinen Esprit. Ein kurzer Scherz bewirkt oft mehr wie eine lange wissenschaftliche Demonstration. Es ist sicherlich auch eine Kunst, ein gewandter Boulevardier zu sein, — eine Kunst, welche zu erlernen manchem Deutschen schwerer fallen dürfte, als wie irgend eine gelehrte Wissenschaft zu studiren. Infolge ihres lebhaften Geistes stehen die Franzosen in manchen Gebieten des Kennens und Könnens auf hoher Stufe. Es findet unter den Nationen auch im Frieden täglich ein Kampf statt um den ersten Platz, welchen in diesem oder in jenem Fache die eine oder andere Nation behauptet. Sehen wir dieses an einem Beispiel: den Kampf um den tonangebenden Platz in der Mode. So unlogisch die Mode an sich erscheint, ist es doch weder zufällig noch gleichgültig, wohin die Augen der Welt sich richten, um zu erfahren, was Mode ist. Irgend ein Dorf, in welchem die Leute die Pulsschläge der Civilisation und des Lebens der Welt kaum fühlen, kann nicht tonangebend in der Mode sein. Nach dem Kriege 1870/71 fing die Welt an, nach Berlin hinzusehen, was Mode sei. Doch konnte Berlin hierin den ersten Platz nicht behaupten; auch London konnte solchen Paris nicht streitig machen. Der Geschmack der Damen wird durch die mannigfachsten Eindrücke gebildet. Die Pariserin bildet ihr Auge in den Kunstsalons an der Farbenpracht der Gemälde, hört, wie über die Farbenwirkungen von Herren und von Damen geurtheilt wird; sie sieht prachtvolle Farbenzusammenstellungen in den Toiletten, welche in den Ausstattungsstücken der Theater vorkommen u. s. w., und alle diese Eindrücke wirken theils unbewußt bei Auswahl ihrer Toilette auf sie ein. Sie sieht dann in den Gesellschaften die Toiletten anderer Damen und

wie solche sich gegen die dunklen Teppiche oder blankpolirte Marmorwände abheben; sieht, ob irgend eine Farbe besser einer blonden oder einer brünetten Dame kleidet u. s. w. Immer ein graues, genau den Formen des Körpers angepaßtes Kleid zu sehen, würde langweilig sein. Setzen wir einmal eine bunte Schleife darauf; dies gefällt und wird nachgeahmt. Bald fehlt dem Auge etwas da, wo solche Schleife fehlt. Fragen wir nun einmal eine Dame, aus welchem Grunde sie dies oder jenes trage, so wird sie überlegen antworten: „Aber Sie sind recht drollig, mein Herr, weil es so ist, wie es sein muß.“ Die Mode ist, je nach der jeweiligen Gemüthsstimmung der Gesellschaft, ernst zuweilen, zuweilen übermüthig, neckisch und launig. Im Magazin des großen Schneiders sieht die Frau des Kleinbürgers eine zur Schau gestellte Toilette; sie richtet sich nach dem Gesehenen, wenn sie bei ihrem Schneider bestellt oder sich selbst ein Kleid anfertigt. In Berlin oder London legt der Schneider Pariser Costüme neben eigenen Fabrikaten aus; die Pariser gefallen besser, Paris hat gesiegt. Der größere Absatz, welchen Paris so erzielt, wirkt rückwirkend in Frankreich wieder hebend auf die schönen Künste, die Industrie, den Handel u. s. w.

Nicht nur überlegenes Kennen und Können verhalf den Deutschen 1870 zum Siege über die Franzosen; zum großen Theil ist solches der größeren Natürlichkeit, dem natürlicheren Leben der Deutschen zuzuschreiben. Hierzu kam, daß ob des Hochmuths der grande nation, mit welchem sie wähnte, eine in der Cultur unter ihr stehende Nation einmal wieder züchtigen zu können, die nach Sühne schreiende deutsche Begeisterung entbrannte. Je mehr die Franzosen die deutsche Nation als eine ebenbürtige erkennen werden, um so leichter werden sie dazu kommen, dem Sieger gleichsam wie nach einem Duell die Hand

zu reichen. Sollte Frankreich aber wieder angreifen, so würde wieder die deutsche Begeisterung in allen Theilen der Bevölkerung entflammen und das scharfe deutsche Schwert gegen den Friedensstörer führen. — Ein Krieg würde jetzt zerstörender, vernichtender geführt werden, wie je, weil auch die Wissenschaft und Kunst des Zerstörens fortgeschritten ist. In der Kindheit der Menschheit entschied im Kampfe Muskelkraft; je mehr die Menschheit fortschritt, um so mehr kamen die geistigen Kräfte zur Geltung. Jetzt entscheidet hauptsächlich die Kriegskunst und Technik. Wenn die Menschen mittelst einiger Luftballons Sprenggeschosse auf die feindliche Hauptstadt niederschleudern und diese vernichten können, was besagt da noch die menschliche Muskelkraft! Wenn wir auf demselben Wege weiter fortschreiten, werden wir dahin kommen, daß die Kraft des Geistes, die Fähigkeit zu zerstören, ausschließlich entscheidend wird und wir vielleicht ohne große Armeen kämpfen können. Dann werden wir aber nur einen Schritt davon entfernt sein, daß mit den Waffen des Geistes allein, ohne überhaupt erst zu zerstören, gekämpft werden wird.

Fragen wir nun noch einmal, welcher Nation denn der Vorrang vor der andern zukommt? Die civilisirten Nationen haben alle denselben Weg zu gehen, den Weg des Fortschritts, den Weg nach oben, welchen sie am besten Hand in Hand gehen. Voran gehen wird vielleicht bald diese, bald jene Nation, immer aber wird es diejenige sein, welche auf Grundlage eines natürlichen Lebens und Glaubens nach den Gesetzen der Natur am weitesten fortschreitet.

Man hört zuweilen die Meinung äußern, daß in späterer Zeit die Slawen einmal an Stelle der Germanen an die Spitze der Völker treten werden. Ich glaube nicht, daß dieser Fall eintreten wird, weil die Slawen wie alle andern heute auf der

Erde lebenden, niedrig stehenden Völkerschaften nicht mehr ein reines naturgemäßes Leben führen, sondern die Nachtheile der Cultur und nur diese, je nach ihren Neigungen, sich zu eigen gemacht haben. — Vielleicht hat die Verschiedenheit der einzelnen germanischen Volksstämme, welche in vieler Beziehung so nachtheilige Folgen gehabt hat, auf der andern Seite das Gute, daß immer einige Stämme sich relativ natürlich und fortschrittsfähig erhalten. Die Römer ahnten das Uebergewicht der Germanen; wenn wir dagegen einen heutigen deutschen Volksstamm z. B. die Bewohner der engeren Heimath unserer deutschen Kaiserin, Schleswig Holsteins, des meerumschlungenen, mit den Slawen vergleichen, wird Niemand den Eindruck eines inneren Uebergewichts der letzteren haben. Die Schleswig-Holsteiner sind eine Vereinigung von Anglo-Sachsen, Ditmarsern und Frisen, deren freien Nacken nie das Joch der Leibeigenschaft gebeugt hat. — Es muß nicht immer so sein, daß ein Volk von der erklommenen Höhe wieder heruntersteigen, verfallen muß. Im Gegentheil, so lange es in der Erkenntniß der natürlichen Gesetze und auf Grundlage derselben fortschreitet, muß es überhaupt fortschreiten. Und dieser Fall wird, wie wir hoffen dürfen, im Gegensatz zu den früheren Culturvölkern, beim deutschen Volke eintreten. Ich glaube, daß der gesunde germanische Volksgeist, die Kraft, welche in der mit den Gesetzen der Natur, den Gesetzen Gottes übereinstimmenden reinen christlichen Religion liegt, allgemein erkennen und demnach die deutsche Nation auf dem endlosen Wege zur Vollkommenheit der Menschheit dauernd vorangehen wird. —

Schluß

Weil die Menschheit die Wegweiser, welche ihr die Gesetze der Natur bieten, nicht beachtet hat, ist sie nicht direkt auf dem Wege zur Vollkommenheit fortgeschritten, sondern hat, wie in

einem Irrgarten, immer scheinbar auch zum Ziele, auch nach oben führende Irrwege beschritten und immer erst wieder einen weiten Weg rückwärts machen müssen, um dann auf dem richtigen Wege weiter nach oben gehen zu können.

Um heute voranzugehen, muß der Mensch höher stehen, wie am Anfang der Entwickelung der Menschheit. Der Bauer, welcher zuerst Viehfutter vom Sommer für den Winter aufbewahrte, führte die Menschheit eine Stufe höher; er war in seiner Zeit, was ein Luther, ein Goethe oder ein Bismarck in ihrer Zeit waren. Das Ohr des civilisirten Menschen erfreut sich an einer Beethovenschen Sonate; hört es hinterher eine vielleicht gar verstimmte Drehorgel, so bereiten ihm die Töne derselben Schmerz; einen Neger entzücken vielleicht gerade diese Töne. — Wir erfreuen uns an Gemälden Achenbachs oder Lutteroths, auf welchen unserem Auge gezeigt wird, was die Künstler der Natur abgelauscht haben; sehen wir hinterher ein schlechtes Oeldruckbild, so beleidigt solches unser Auge. Was uns beleidigt, würde vielleicht den Indianer entzücken. In den Gemälden Achenbachs oder Lutteroths ist aber keinesfalls schon die Vollkommenheit erreicht; so schöne durchsichtige, leuchtende Farben, wie die Natur sie hat, besitzt noch kein Künstler. Beim Anblick des Sonnenscheins auf Gemälden hat noch Niemand nach einer blauen Schutzbrille verlangt. Es ist noch nicht lange her, daß Lesen für bedeutendes geistiges Können galt; heute ist dies die unterste Stufe geistiger Bildung. Später werden vielleicht die Knaben in der Dorfschule mit Leichtigkeit die für uns schwierigsten philosophischen Probleme verdauen können. Goethe stellte als den höchsten Grad menschlichen Könnens hin, auf wissenschaftliche, künstliche Weise einen Menschen herzustellen. Von solchem Können sind wir sehr weit entfernt. Aus einem

Ei können wir ein Kücken ausbrüten, indem wir demselben die erforderliche Wärme geben; aber das Ei, woraus ein Kücken ausgebrütet werden kann, herstellen, dieses können wir noch nicht. Dem Menschen der alten Zeit erschien das, was er von der Erde sehen konnte, eine weite Fläche; die Entfernung bis zu dem Punkte, wo die Sonne im Ocean verschwand, dem Ende der Welt, unendlich weit zu sein. Der Mensch der Neuzeit fährt in sechs Tagen nach Amerika, etwa um dort seine Ferienzeit zu verbringen. Wir halten heute die Entfernung bis zum nächsten Planeten Venus für eine weite, wissen aber bereits, daß der nächste Fixstern etwa 700000 mal so weit von uns entfernt ist. Ein Gegenstand, welcher sich von demselben auf unsere Erde zu in gerader Linie mit einer Geschwindigkeit von 10000 Knoten (10000 englische Meilen in der Stunde) bewegen würde, würde ungefähr 49000 Jahre (Erdjahre) gebrauchen, bis er hier eintreffen würde. — Spätere Geschlechter werden unser Wissen und Können als ein kindliches anschauen. Wir bemühen uns jetzt, den Lauf der Wolken, die Ursachen des Wetters zu erforschen durch gemeinschaftliche internationale Unternehmungen. Internationale Unternehmungen setzen starke, fortgeschrittene Nationen voraus, gleichwie nationale Unternehmungen und Fortschritte starke fortgeschrittene Individuen bedingen. Desgleichen würde eine Verständigung mit unsern Nachbarn im Kosmos einen analogen Fortschritt dieser voraussetzen; ohne dem würden dann weitere gemeinschaftliche kosmopolitische Unternehmungen, Verbindung mit entfernteren Planeten unseres Sonnensystems nicht möglich sein. Gehen wir alsdann über unser Sonnensystem hinaus, so wird die Bezeichnung „kosmopolitisch" für Unternehmungen innerhalb unseres Sonnensystems wieder als eine kindliche erscheinen, etwa wie heute die Bezeichnung „Welt"

für Erde. Wir Erdbewohner haben gelernt, weit zu sehen, indem wir unsere Augen mit Glaslinsen bewaffnen. Vielleicht haben andere Planetenbewohner gelernt, weit zu werfen, über den äußersten Anziehungspunkt ihres Planeten hinaus. Wer von den Erdbewohnern vermag zu sagen, ob uns die Meteorsteine nicht durch den Willen benachbarter Planetenbewohner zugesandt werden und dieselben auf Antwort der säumigen Erdbewohner warten? Wie dem auch sei, jedenfalls erzählen uns die Meteorsteine durch die nicht bestimmten unregelmäßigen Linien ihrer Zusammensetzung, daß auch auf anderen Planeten die Natur einen Zufall gewollt hat. Nach Analogie der irdischen Vorgänge dürfen wir daraus wohl schließen, daß die Natur über den Zufall hinüber auch außerhalb der Erde freie selbstständige Willen entwickeln wird, entwickelt oder entwickelt hat. —

Wie wenig ist der Bewohner der Erde, dieses Körnchens in der unermessenen Milchstraße am Firmament, welche dem menschlichen Auge nur wie ein heller Hauch erscheint? Je mehr die Menschheit im Wissen fortschreiten wird, um so mehr wird sie wissen, wie unendlich weit sie entfernt ist von der Allweisheit; je mehr Macht sie erlangt, wie unendlich weit sie entfernt ist von der Allmacht; je mehr sie recht handeln lernt, wie unendlich weit sie entfernt ist von der Allgerechtigkeit. Sie wird nicht lernen, kirchliche Satzungen zu fürchten, aber sich in tiefster Demuth zu beugen vor den Satzungen und dem Willen des Unendlichen.

Berichtigungen.

Seite	Zeile			
Seite 5	Zeile 14	von oben	lies:	„fruchtbarem" statt „fruchtbaren"
„ 9	„ 7	„	„	„Eindrücke" statt „andere Erinnerungen"
„ 19	„ 1	„	„	„wird" statt „würde"
„ 28	„ 7	„	„	„dieses" statt „diese"
„ 28	„ 17	„	„	„obgleich er" statt „welcher"
„ 47	„ 5	von unten	„	„feiner" statt „freier"
„ 82	„ 4	„	„	„wahrnehmbaren" statt „wahrnehmbare"
„ 83	„ 1	von oben	„	„ihnen" statt „ihr"
„ 87	„ 1	von unten	fehlt:	„nicht" hinter „sie"
„ 103	„ 7	„	„	„beständigen" hinter „keine"
„ 124	„ 8	von oben	lies:	„bestätigen" statt „erzählen".



